Josef von Sonnenfels.

Biographische Studie

aus dem Zeitalter der Aufklärung

in Oesterreich.

Von

Wilibald Müller.

Mit Sonnenfels' Bildniß.

Wien 1882.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.



JOSEPH VON SONNENFELS.

Verlag v. W. Braumüller in Wien.

Heliogravure K. Klič. Druck von A. Pisani.

Josef von Sonnenfels.

Biographische Studie

aus dem Zeitalter der Aufklärung

in Oesterreich.

Von

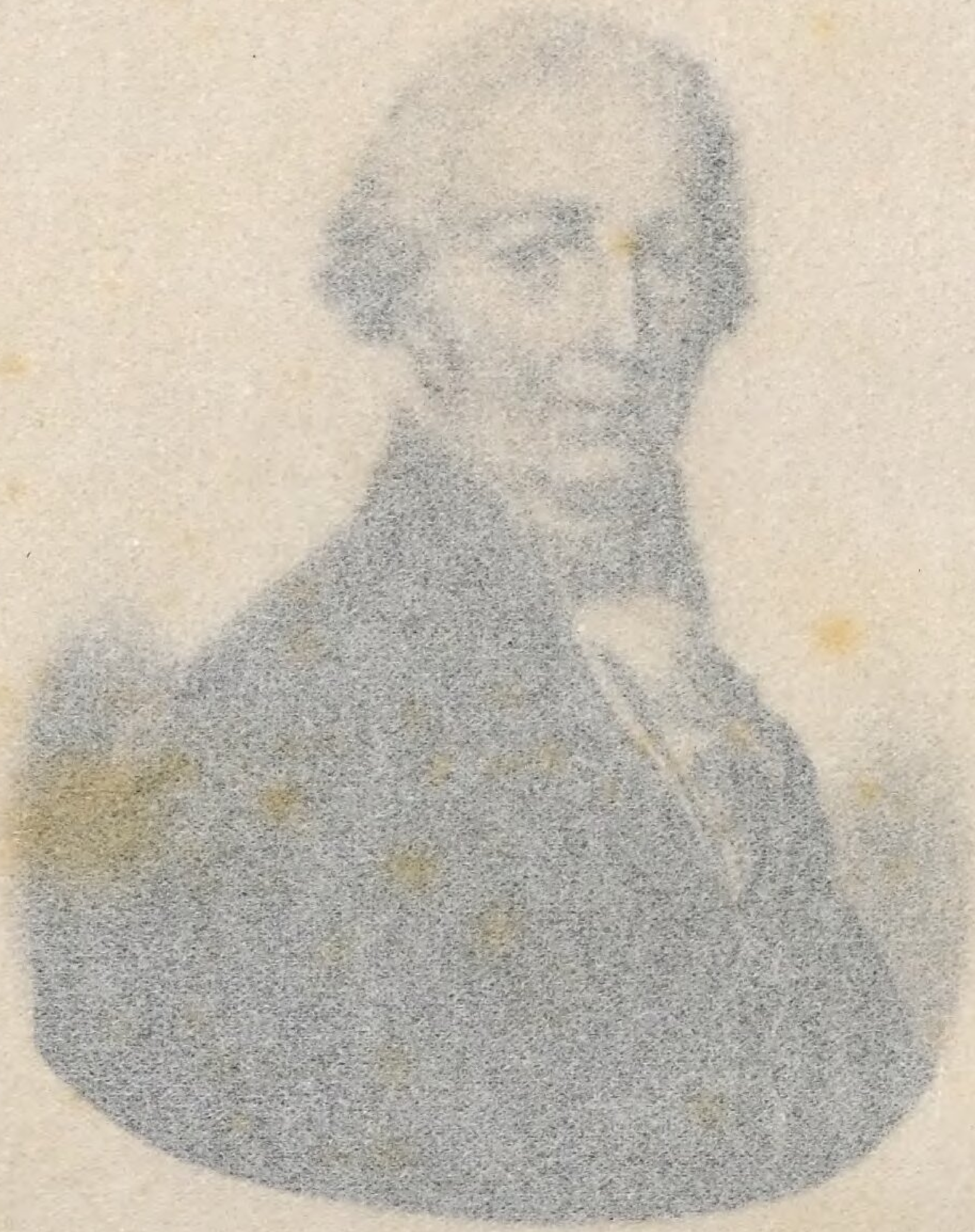
Willibald Müller.

Mit [illegible]

Wien 1882.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.



JOSEPH VON SONNENFELS.

Josef von Sonnenfels.

Biographische Studie

aus dem Zeitalter der Aufklärung

in Oesterreich.

Von

Wilibald Müller.

Mit Sonnenfels' Bildniß.

Wien 1882.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Vorwort.

In den nachfolgenden Blättern wird der Versuch gemacht, die verdienstvolle Thätigkeit Josef's v. Sonnenfels in ein einheitliches Gesammtbild zusammenzufassen. Daß diese schon oft beklagte Lücke in der österreichischen Literatur endlich einmal ausgefüllt wird, ist ein Verdienst des Herrn Verlegers Wilhelm Ritter v. Braumüller, dessen ehrende Aufforderung mich zur Feder greifen ließ.

Dem österreichischen Lesepublicum, welches sich für die Träger der Josefinischen Aufklärungsperiode so lebhaft interessirt, wird die Arbeit keine ganz unwillkommene sein; unter den Braumüller'schen Verlagswerken über diese Periode, welche durch die besten österreichischen Gelehrten vertreten ist, wird sie freilich nur ein bescheidenes Plätzchen einnehmen.

Sie macht auch keineswegs Anspruch auf wissenschaftliche Vertiefung und begnügt sich damit, als eine kritisch richtige Darstellung des reichlich vorhandenen Materiales, soweit dasselbe auf historischer Thatsächlichkeit beruht, aufgenommen zu werden.

Den für Biographen naheliegenden Irrweg der Parteilichkeit glaube ich vermieden zu haben; Knappheit der Darstellung war mir, abgesehen davon, daß für die Arbeit von allem Anfange an nur ein bescheidener Raum in Aussicht genommen wurde, auch aus inneren Gründen ein Gebot der stylistischen Durchführung. Die Anekdote, bereits vielfach thätig, um die Lebensgeschichte Sonnenfels' zu überwuchern, suchte ich um jeden Preis zu vermeiden. Was dem Buche somit etwa

an Beweglichkeit der Erzählung abgeht, dürfte es andererseits durch möglichste Treue der Darstellung gewonnen haben.

Die stoffliche Anordnung geschah im Interesse der Uebersichtlichkeit des Gegenstandes. Betreffs mancher Details, die mir nebensächlich schienen — denn das Ziel meiner Arbeit war die Darstellung jener Verdienste, welche sich Sonnenfels um die Oeffentlichkeit erworben hat — verweise ich auf Wurzbach's biographisches Lexikon, Band 35, welches mir durch die erschöpfende Zusammenstellung des Quellenstoffes vortreffliche Dienste leistete.

Olmütz, Anfang November 1881.

Wilibald Müller.

Inhalt.

Biographie.

Rabbi Michael, der Fromme, war ein unter seinen Glaubensgenossen hochangesehener Gelehrter und lebte als Stadt- und Landrabbiner in den Jahren 1715—1725 in Berlin. Einer seiner Söhne, welcher den Namen Perlin Lipman führte und ursprünglich dazu bestimmt war, das Amt seines Vaters zu übernehmen, wanderte jedoch nach dessen Tode aus, und zwar zunächst nach Eisenstadt in Ungarn, später nach Nikolsburg in Mähren, wo er sich bleibend niederließ und, wohl hauptsächlich in der Absicht, seine und der Seinigen materielle Existenz zu verbessern, den Glauben wechselte. Die Gattin blieb Jüdin, Perlin Lipman wurde Katholik und nahm den Namen Alois Wiener an.

Dieser Glaubenswechsel entschied über die Zukunft der Familie. Der gelehrte Jude Perlin Lipman würde es in dem damaligen Oesterreich schwerlich zu Rang und Ansehen gebracht haben, dem Katholiken Alois Wiener jedoch stand eine angenehme Zukunft bevor.

Bald nach seiner Ankunft in Nikolsburg — die Landschaft gehörte dem Hause Dietrichstein — war er mit den dortigen Piaristen in Verbindung getreten, welche die Kenntnisse des gelehrten Orientalisten für sich ausnützen konnten und Perlin Lipman auch die Gunst der Familie Dietrichstein zuzuwenden so freundlich-dankbar waren. Die erste Anregung zum Religionswechsel dürfte ebenfalls im Nikolsburger Piaristencollegium entstanden sein; das zum mindesten scheint mir unwahrscheinlich, daß Perlin Lipman ausschließlich dem Drange seines Herzens folgte, als er begann, sich Alois Wiener zu nennen. Zwar, was Perlin Lipman vorher geglaubt und gelehrt hatte, wurde von Alois Wiener mit dem Aufwande einer nicht ungewöhnlichen polemisch-

theologischen Gelehrsamkeit späterhin verurtheilt, aber ich muß gestehen, daß gerade dieser Umstand bei mir ein gewisses Mißtrauen in Bezug auf die Motive des Religionswechsels erregt. Auf jeden Fall war Alois Wiener ein sehr eifriger Katholik. Er hinterließ, außer einer deutsch und lateinisch geschriebenen Grammatik der hebräischen Sprache, mehrere theologisch-polemische Schriften, darunter einen gegen den Convertiten Professor Rothfischer gerichteten „Beweis der Wahrheit des Christkatholischen Schau-Brods oder der Leiblichen Gegenwart Christi Im Abendmal". Wien 1753, Heyinger.

Als Alois Wiener diese dem Brünner Prälaten Baron Ledske gewidmete polemische Schrift der Oeffentlichkeit übergab, nannte er sich bereits Edler v. Sonnenfels. Wofür er dieses Adelsprädicat erhalten, vermag ich nicht anzugeben. Wurzbach[1]) bemerkt zwar, er sei „in Würdigung seiner Verdienste" als Lehrer der orientalischen Sprachen an der Wiener Hochschule im Jahre 1746 in den Adelsstand erhoben worden, allein mit dieser Bemerkung scheint ein von Kink[2]) mitgetheiltes Actenstück der Wiener Universitäts-Registratur im Widerspruche zu stehen. Nach diesem Actenstücke wurde Alois Wiener erst 1745 der Universität als „Sprachmaister" immatriculirt.

Die Echtheit dieses Actenstückes kann nicht angezweifelt werden und so erübrigt nur, anzunehmen, daß Alois Wiener für anderweitige, vielleicht schriftstellerische Verdienste durch die Verwendung der Familie Dietrichstein und noch während seines Aufenthaltes in Nikolsburg, welcher einen Zeitraum von 13 bis 15 Jahren umfaßt (etwa 1730 bis 1745), zur Nobilitirung gelangt sein mag.

Im Uebrigen wirkte er durch vierzehn Jahre an der Hochschule als Sprachmeister — seit 1757 stand er auch als Dolmetsch für die hebräische Sprache bei den verschiedenen Gerichten und Behörden in Verwendung — resignirte am 1. Juni 1759 auf seine Professur und dürfte dann die Druckerei des mit ihm befreundeten Buchdruckers Heyinger, welcher Ende 1759 oder Anfangs 1760 starb, angekauft haben. Weitere Daten über Alois Wiener von Sonnenfels vermochte ich nicht aufzutreiben; auch sein Todesjahr ist nicht zu constatiren.

[1]) Biogr. Lexikon. Art.: Sonnenfels, Bd. 35, Seite 332.

[2]) Geschichte der kaiserl. Universität in Wien. Wien 1854. 3 Bde.

Es dürfte aber wohl spätestens in die zweite Hälfte der Siebenziger-Jahre fallen, da Josef v. Sonnenfels in den um diese Zeit geschriebenen autobiographischen Fragmenten wiederholt von seinem Vater spricht, und einmal seinen Tod ausdrücklich erwähnt. Zwar sind Sonnenfels' Notizen über den Vater außerordentlich karg, aber er gibt doch wenigstens zu, einen Vater gehabt zu haben, während der Name seiner Mutter für ihn nicht existirt. Ich gestehe, daß dieses Nichtkennen der Mutter einen eigenthümlichen, fast peinlichen Eindruck macht. Die Mutter war dem Glauben ihrer Väter treu geblieben, und es scheint fast, als ob dieser Umstand eine vollständige Trennung der Familie zur Folge gehabt hätte. Ist die Vermuthung gerechtfertigt, dann erklärt sich daraus, daß der Feder Sonnenfels' seiner Mutter Name gar so ungeläufig geworden war. Der Uebertritt Perlin Lipman's zum Christenthume und die Trennung von seiner Gattin dürften gleichzeitig und zwar bald nach dem Jahre 1735 erfolgt sein. Zu dieser Zeit gehörte er noch dem Judenthume an, denn in dem genannten Jahre findet sich in der Geburtsmatrik der Nikolsburger Judengemeinde die Geburt des Schmeyr Lipman eingetragen. Dieser Schmeyr ist der nachherige Franz v. Sonnenfels, der jüngere Bruder unseres Josef, welcher als der Erstgeborne zwei Jahre vorher, 1733, das Licht der Welt erblickt hatte.

Unser Josef wurde, da sein gelehrter Vater den Umgang mit den Piaristen im eigenen Interesse fleißig cultivirte, von dem Zeitpunkte an, da seine Schulerziehung beginnen mußte, also im Alter von 5 bis 6 Jahren, ein Schützling des Nikolsburger Piaristencollegiums, und dessen Lateinschule verdankte er die Elemente seiner Bildung. Es ist nicht anzunehmen, daß die Piaristen den Sprößling einer Judenfamilie in ihre ganz besondere Obhut genommen haben, und so kann mit Bestimmtheit behauptet werden, daß der Uebertritt Perlin Lipman's zum Christenthume zwischen den Jahren 1736 bis 1739 erfolgt ist.

Josef Wiener, wie sich also der Nikolsburger Piaristenzögling nannte, welcher sich außerdem eines besonderen Wohlwollens von Seite des Fürsten Dietrichstein erfreute, hat ebensowenig wie seiner Mutter auch seinen ersten Lehrern eine freundliche Erinnerung bewahrt, wohl aber bringt er sein dankbares Empfinden für die Familie Dietrichstein wiederholt im Mannesalter zu lebhaftem Ausdrucke.

Wegwerfend nennt er Alles, was ihm die Piaristen beigebracht hatten, „ein Nichts, das ich ohnehin nur durch das Gedächtniß inne hatte", und will in dieses „Nichts" auch den Lehrstoff der sogenannten Philosophie, die er im Alter von 11 bis 13 Jahren in Wien hörte, eingeschlossen wissen.

Schon in diesen Worten spiegelt sich ein persönlicher Charakterzug unseres Sonnenfels wieder, welchen seine Gegner nicht ohne Berechtigung Eigendünkel genannt haben, und in der That, dieser Vorwurf kann Sonnenfels nicht erspart bleiben. Den Grund zu solchem, oft scharf hervortretenden Egoismus mag wohl der Glaubenswechsel im väterlichen Hause gelegt haben, welcher dem aufgeweckten Knaben früh das kindliche pietätvolle Empfinden raubte, welcher ihn allzu zeitig auf sich selbst anwies.

Ich will hier die Umrisse seines Entwicklungsganges, seiner Lehr- und Wanderjahre nur so weit auszeichnen, als es nothwendig ist, meinen Lesern das Verständniß für die Mittheilungen zu erschließen, welche Josef v. Sonnenfels selbst über diesen Abschnitt seines Lebens hinterlassen hat und welche eben mit Rücksicht darauf, daß Sonnenfels sich selbst mit einer gewissen Aufdringlichkeit in den Mittelpunkt der Erzählung stellt, eines Commentars von möglichst unbefangener Hand bedürftig sind.

Während der zwölfjährige „Philosoph" in Wien verweilte, hatten sich die materiellen Verhältnisse seines Vaters so verschlechtert, daß dieser Nikolsburg zu verlassen und in einem kleinen ungarischen Grenzdörfchen Aufenthalt zu nehmen gezwungen war.

Mit den weiteren Studien war es also vorläufig aus. Der absolvirte „Philosoph" kehrte in's Vaterhaus zurück und verbrachte da in völliger Unthätigkeit drei Jahre. Als er sein sechszehntes Lebensjahr vollendet hatte, faßte er den Entschluß, Soldat zu werden.

Daß diesem Entschlusse eine Anwandlung zum Mönchthum vorausgegangen war, erzählt Sonnenfels selbst. Sollte man nicht daraus schließen dürfen, daß der kleine Josef gewiß noch im zarten Alter dem Einflusse der Mutter, welche, wie bemerkt, Jüdin geblieben war, entzogen worden? Vielleicht wäre seine Sturm- und Drangperiode weniger excentrisch verlaufen, wenn er aus seinem ersten Kindesalter ein liebevolles

Erinnern an die Sorgfalt der leitenden Mutterhand in die Jünglingsjahre hinüber gerettet hätte.

Für einen aufstrebenden, sich aus dem Zwange enger Familienverhältnisse in's Ungemessene, Weite sehnenden Jüngling ist der Schritt von dem Mönchshabite zum Waffenrocke naheliegend genug. Indem der junge Sonnenfels — damals noch Josef Wiener — diesen Schritt machte, lernte er gleich ein Stück Welt kennen. Das Regiment Deutschmeister, zu dieser Zeit (1749) in Klagenfurt stationirt, nahm Sonnenfels als Recruten in seine Mitte auf und behielt ihn fünf Jahre in Reih' und Glied.

Er verließ das Regiment 1754 als Unterofficier, hatte also zwar kein großes Avancement gemacht, wohl aber Charakterfestigkeit und Selbstbewußtsein gewonnen und nebenbei seine didaktische Ausbildung ganz außerordentlich gefördert. Mit nicht unbedeutenden Talenten und der Gabe ernsten Fleißes ausgestattet, war es ihm gelungen, die vielen Mußestunden, welche ihm der nicht gerade beschwerliche Dienst gewährte, für praktische Sprachstudien nutzbar zu machen und sich auch in der Muttersprache weiter zu bilden, so daß er sich nach fünfjähriger Militärdienstzeit für einen wohlunterrichteten und ziemlich erfahrenen jungen Mann halten und seine Ambition auf außermilitärische Ziele richten durfte.

Die Schwierigkeiten seiner Entlassung aus dem Heeresverbande wurden mit Hilfe der Fürstin Trautson und des Grafen Johann Karl Dietrichstein leicht überwunden, und nun galt es, sich einem bestimmten Lebensberufe zuzuwenden.

Sonnenfels wählte ohne langes Besinnen das Studium der Rechte. Dabei kam ihm die glückliche Wendung in den materiellen Verhältnissen seines Vaters zu statten, welcher inzwischen als Dolmetsch für die orientalischen Sprachen bei den Gerichtsbehörden in Wien eine nicht schlecht honorirte Anstellung gefunden hatte und seinem Sohne die Nothdurft des Lebens im eigenen Hause gewähren konnte.

Von den Lehrern, welche Sonnenfels hörte, zog ihn am meisten Martini[1]) an. Von diesem empfing er Beweise, „daß er ihm als

---

[1]) Karl Anton Freiherr v. Martini zu Wasserburg war am 15. August 1726 zu Revo in Tirol geboren und starb am 7. August 1800 in Wien. Er war erst 1754 zum Professor des Naturrechtes, der Geschichte, des römischen Rechtes und der Institutionen ernannt worden.

Schüler nicht mißfiel". Martini's Vortrag hat ihn zuerst „wahrhaft denken gelehrt". Es begreift sich also, daß er seinem Lehrer ein gutes Zeugniß ausstellt; aber auch dieses Lob ist nicht frei von Eigendünkel.

Außer den juridischen Vorlesungen hörte er die Vorlesungen seines Vaters über hebräische Sprache, und brachte es durch angestrengten Fleiß dahin, daß er seinem Vater als Interpret der hebräischen Sprache bei der niederösterreichischen Regierung zur Seite gegeben wurde.

Nach Beendigung eines zweijährigen Cursus der juridischen Studien nahm er bei dem Hofrathe der obersten Justizstelle, Grafen Hartig, die Rechtspraxis. Er war nun 25 Jahre alt geworden und durch seine theoretischen und praktischen Studien für den Staatsdienst offenbar hinreichend vorgebildet. Gewiß wäre ihm eine entsprechende Bedienstung auch zu Theil geworden, wenn er nicht von ungefähr mit raschem Schritte das Ziel seines Strebens gewechselt hätte.

Eines Tages machte er die Entdeckung, daß die Schriftstellerlaufbahn, wie die Dinge in Oesterreich lagen, schnell zu Anerkennung und äußeren Ehren führen könne, und faßte den Entschluß, Schriftsteller zu werden. Schon während seiner Militärdienstzeit hatte er sich mit Sprachstudien beschäftigt, und als er jetzt seine eigene Bemerkung, daß das Gebiet der Literatur in Oesterreich vollkommen brach liege, durch den Berliner Nicolai, welcher damals als Autorität galt, bestätigt fand, wählte er plötzlich die Schriftstellerlaufbahn und ging mit der ihm eigenen Energie an's neue Werk.

Ueber die eigentliche Veranlassung zu diesem Berufswechsel theilt Sonnenfels selbst in dem autobiographischen Fragmente Ausführliches mit. Ich mache hier nur darauf aufmerksam, daß er auch diese Gelegenheit benützt, um als Sache des Nationalpatriotismus darzustellen, was zunächst nur Erkenntniß des eigenen Vortheils gewesen war. Zu gleicher Zeit begann man damals auch von anderer Seite der deutschen Literatur in Wien erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden, so daß sich Sonnenfels gar bald in den durch Professor v. Riegger[1]) zusammen gehaltenen Kreis verwandter Bestrebungen gezogen sah.

---

[1]) Josef Anton Stefan Ritter v. Riegger war 1742 in Innsbruck geboren und starb am 5. August 1795 in Wien. Er veröffentlichte schon im Alter von 15 Jahren eine philologische Abhandlung über Plautus und Terenz.

Ritter v. Riegger gründete nämlich 1761 die „Deutsche Gesellschaft" zu dem ausgesprochenen Zwecke literarischer Thätigkeit und lud Sonnenfels zum Beitritte ein, was dieser nicht ablehnte. Stimmführer der Gesellschaft waren außer Riegger noch Bob, Kauz, Martini, Sperges, Spielmann und Thugut [1]), also zumeist junge Männer von idealem, aber unklarem Streben, welche den Drang in sich fühlten, um jeden Preis zu schaffen, ohne sich jedoch der Mittel zum Zwecke recht bewußt zu sein.

Sonnenfels fiel die Aufgabe zu, die Constituirung der Gesellschaft in einer Programmschrift dem Publicum anzuzeigen.

Er that dies, indem er dieselbe mit einer Titelvignette zierte, welche den Zweck der Gesellschaft und ihre Mittel, sich den guten deutschen Mustern anzuschließen, andeutete. Wir finden Gellert als Hauptschriftsteller der ganzen Gruppe weit aufgeschlagen; Rabener lehnt sich an ihn, Opitz und Utz tragen ihn, Mosheim darf unter Gellert's und Hagedorn's Schatten kaum hervorsehen, während Kleist, Geßner, Klopstock und Kramer ganz im Hintergrunde stehen.

Die Bedeutung der Gesellschaft für das literarische Leben Oesterreichs ist vielfach überschätzt worden. Man wollte in ihr sogar die Anfänge einer selbstständigen Literaturbewegung Deutsch-Oesterreichs erblicken; thatsächlich war sie von solchen Aspirationen weit entfernt und wurzelte viel-

---

Mit 19 Jahren wurde er Doctor der Philosophie. Die „Deutsche Gesellschaft" wurde im Hause seines Vaters eröffnet.

[1]) Franz Josef Bob war 1733 zu Dauchingen geboren und starb 1802 als Professor der Universität in Freiburg. — Constantin Franz Florian Anton v. Kauz (auch Kautz, Cauz und Kauz) war 1735 geboren und starb 1797 in Wien. Ueber Anregung Riegger's schrieb er 1760 eine „Gedächtnißrede auf die höchstbeglückte Vermählung Kaiser Josef's II. mit der Infantin von Parma", welche er in einer Versammlung vorlas. Diese Vorlesung war die Veranlassung zur Gründung der „Deutschen Gesellschaft". — Karl Anton Freiherr v. Martini war 1726 geboren und starb 1800 in Wien. — Josef Freiherr v. Sperges war 1725 in Innsbruck geboren und starb 1791 in Wien. — Anton Baron Spielmann war 1738 in Wien geboren und starb 1813. Am 9. October 1790 wurde er in den Reichsfreiherrnstand erhoben. — Franz Maria Freiherr v. Thugut, geboren 1734, gestorben 1818. Mit Sicherheit vermag ich übrigens nicht anzugeben, ob hier der spätere Minister wirklich gemeint ist.

mehr ausschließlich in dem individuellen Bedürfnisse einiger jungen Leute, welche den Ehrgeiz besaßen, literarisch thätig sein zu wollen, unter denen sich jedoch kein einziges hervorragendes Talent befand.

Sonnenfels selbst gesteht, daß der Kitt der Gesellschaft, welche nur kurze Zeit bestand, in der Hauptsache der Ehrgeiz der einzelnen Mitglieder war, von denen es Keiner erwarten konnte, sich gedruckt zu sehen.

Trotzdem war die Gründung der Gesellschaft nicht ohne wirklichen Nutzen für Wien und Oesterreich geblieben, und das verdankte sie zunächst Sonnenfels, dessen Abhandlung „Von der Nothwendigkeit, seine Muttersprache zu bearbeiten" die Aufmerksamkeit des Auslandes auf die bisher unbekannte Gesellschaft gelenkt hatte. Es folgte daraus eine sehr werthvolle Verbindung der österreichischen mit den fremden Schriftstellern, insbesondere mit Nicolai, welcher damals der Mittelpunkt aller literarischen Bestrebungen in Deutschland war und nun durch seine Antheilnahme an den Wiener Arbeiten auch die österreichischen Schriftsteller an sich fesselte.

Es war das ein großer Vortheil für die isolirten Wiener Schriftsteller, die rund um sich in der Antipathie gegen das Schriftdeutsche, in der Koketterie mit fremden Idiomen auf drohende Hemmnisse stießen und noch dazu eben wegen ihrer literarischen Abgeschiedenheit die rechten Hebel nicht kannten, mit welchen man früher in Deutschland die träge Menge für die Verbesserung der Muttersprache, für höhere geistige Interessen zu stimmen wußte. Nicolai selbst, in diesem Falle gewiß ein berufener Gewährsmann, verkennt diesen Nutzen der Gesellschaft nicht und charakterisirt sie treffend in den nachstehenden Worten, die zugleich an die Adresse Sonnenfels' gerichtet sind und an dessen Bemerkungen über die kränkende Notiz Nicolai's in den „Briefen, die neueste Literatur betreffend" anknüpfen. „Oesterreich hat uns noch keinen Schriftsteller gegeben, der die Aufmerksamkeit des übrigen Deutschland verdient hätte" — so war der Wortlaut der betreffenden Stelle Nicolai's gewesen. Sonnenfels hatte den Satz damit erwidert, daß er ihn eine Nationalbeschimpfung Oesterreichs genannt hatte. Und darauf erwidert nun Nicolai[1]) nach einem Zeitraume von zwanzig Jahren Folgendes:

[1]) „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781." Berlin und Stettin 1784. IV. Bd., S. 894 ff.

„Es beliebt ihm zwar, das, was ich damals sagte, eine Nationalbeschimpfung zu nennen. Ich hoffe aber, er hat sich nur etwas unbequem ausgedrückt, so wie es wohl zu geschehen pflegt, wenn man gern etwas bemänteln will, was nicht zu bemänteln ist. Daß es so war, war allerdings der österreichischen Nation schimpflich, so wie die Bemühung des Herrn v. Sonnenfels, daß es ferner nicht so sein sollte, rühmlich war . . .

Man wird, wenn man diese ehemalige grobe Unwissenheit und Bigotterie bedenkt, alsdann sich nicht so sehr wundern, daß Oesterreich in manchen Sachen noch so weit zurück ist, als vielmehr, daß es in so kurzer Zeit durch die eifrige Bemühung wahrer Patrioten, wenigstens gegen die vorige Zeit zu rechnen, soviel vorwärts gekommen ist. Die Mitglieder der neuen Deutschen Gesellschaft waren eifrig, die erste Bahn zu brechen. Ein jugendlicher Muth belebte sie . . .

Man hatte gesorgt, ein Exemplar der Ankündigung des Herrn v. Sonnenfels nach Paris zu schicken, wo sie in's „Journal etranger" eingerückt ward. Aus demselben lernte ich sie kennen, und ich machte es mir zur Pflicht, sie in den „Briefen, die neueste Literatur betreffend" in Deutschland weiter bekannt zu machen, welches mir sehr bald die Correspondenz aller damaligen Mitglieder dieser Gesellschaft erwarb.

Verschiedene Wochenblätter waren die ersten Früchte dieser neuen Verbindung. Sie hatten den Nutzen, daß in Wien die bisher noch ganz unbekannte deutsche Lectüre einigermaßen gemein zu werden anfing und daß verschiedene dem bis dahin von der Hierarchie so sehr unterdrückten Oesterreich noch ganz unbekannte Wahrheiten gesagt wurden. Für das ganze übrige Deutschland, das schon weiter vorgeschritten war, konnten sie freilich nicht so interessant sein, ob es gleich die Verfasser allzu geschwind glaubten . . . Sie glaubten nicht allein, ihre Werke wären sehr vollkommen, sondern Einer wollte auch immer vollkommener sein als der Andere.

Daraus entstand zwischen ihnen Neid und Eifersucht, und in wenig Jahren, schon um 1765, war Alles voll Streiten und Kämpfen . . . Es fällt jetzt gar sonderbar auf, wie völlig gewiß damals Jeder seiner Sache war, wie völlig zufrieden mit dem, was geschah, wie genau Jeder schon ausrechnete, daß alle Provinzen Deutschlands höchst auf-

merksam auf die deutsche Gesellschaft wären, die in der vermeinten Hauptstadt Germaniens nunmehr gestiftet war.

Doch diese Streitigkeiten sind vergessen. Sie hatten wenigstens den Nutzen, daß man anfing, sich zu einer besseren deutschen Schreibart zu gewöhnen. Auch fing man nach und nach an, sich von der Hierarchie loszumachen; und obgleich diese wieder mit allen Kräften strebte, ihre verjährten Rechte zu behaupten, so gewann man ihr doch etwas Land ab. In diese Epoche fallen die Werke eines Gebler, Sonnenfels, Taube, Denis u. A. m., welche Oesterreich Ehre machen! . . .

Große Schritte sind in dieser zwanzigjährigen Epoche, bei deren Endigung ich gerade in Wien war, geschehen."

So weit Nicolai; ich habe seiner erschöpfenden und treuen Charakteristik nichts hinzuzufügen.

Angeregt durch die Erfolge, welche Sonnenfels mit seinen ersten schriftstellerischen Versuchen errungen hatte, und nicht wenig stolz darauf, bewarb er sich 1762 um eine Lehrkanzel der deutschen Sprache an der Universität.

Er erhielt sie nicht, weil sie durch Popowitsch besetzt war, und — ich glaube hinzusetzen zu dürfen: würde sie auch nicht erhalten haben, wenn sie unbesetzt gewesen wäre. Seine bisherigen Leistungen bestanden in einer Reihe von correct geschriebenen Abhandlungen, welche kaum ausreichten, ihn gerade für diese Universitätsprofessur zu qualificiren.

Man wird es übrigens nicht tadeln können, daß Sonnenfels gleich ein so hohes Ziel anstrebte, und darin höchstens einen neuen Beleg für die Thatsache finden, daß Bescheidenheit eben nicht seine Sache war.

Aber auch eine andere Stellung, mit der ein sicheres Einkommen verbunden gewesen wäre, sollte ihm zunächst nicht zu Theil werden, und so begann denn für ihn eine Periode des Antichambrirens, welche er in seinem biographischen Fragmente mit anschaulicher Deutlichkeit schildert. Die Protection, das war damals das Zauberwort, vor welchem sich die Pforten zu sicheren Anstellungen öffneten, und diese zu suchen war Sonnenfels im Bewußtsein seines Werthes zu stolz.

Sie wurde ihm schließlich doch zu Theil, ohne daß er sie gesucht hätte, und jetzt trug er kein Bedenken, sie anzunehmen und so gut als möglich zu verwerthen.

Das geringe Amt eines Rechnungsführers der Arciéren-Leibgarde, mit welchem die geringe Besoldung von 400 Gulden verbunden war und welches Sonnenfels in seiner bedrängten Lage — er war nun schon im dritten Jahre ohne Einkommen und lebte auf Kosten seines Vaters — anzunehmen gezwungen war, verschaffte ihm einen hochgestellten Gönner, welcher in gerechter Würdigung der Fähigkeiten seines Untergebenen auf ein entsprechendes Amt für ihn bedacht war.

Es war dies der erste Lieutenant bei der Garde, General Ernst Gottlieb Freiherr v. Petrasch, selbst Schriftsteller und ein durch Bildung und Humanität ausgezeichneter Mann.

Durch diesen machte Sonnenfels die werthvolle Bekanntschaft des Staatsrathes Freiherrn v. Borié[1]), welcher in der Lage war, ihm noch 1763 die neu errichtete Lehrkanzel der „Polizei- und Kameralwissenschaften" zu verschaffen.

Sonnenfels erreichte dadurch eine sichere Lebensstellung und in dieser entfaltete er nun eine eifrige Thätigkeit im Interesse allseitiger Aufklärung, allseitigen Vorwärtsschreitens auf allen Gebieten des Staatslebens, für welche ihm sein engeres Vaterland dankbar zu sein und zu bleiben alle Ursache hat.

Wie er in seiner Stellung als Professor so vielfach anregend wirkte von der Lehrkanzel herab, wie in seinen Schriften, welche speciellen Verdienste er sich hauptsächlich um die Hebung der Schaubühne erwarb, werden die späteren Blätter dieses Buches eingehender zu schildern versuchen.

Hier begnüge ich mich damit, auf dieselben zu verweisen und breche meine Schilderung ab, um Sonnenfels selbst das Wort zu geben.

In einem wahrscheinlich aus dem Ende der Siebenziger-Jahre datirenden Briefe an einen Freund, welcher jedoch nicht genannt ist, liefert er ein Bild seines bisherigen Lebens. Die exclusive Subjectivität, welche in den Zeilen herrscht, wird dem Leser nach dem Vorausgeschickten nicht mehr befremdlich vorkommen und nur dazu beitragen, die charakteristischen Züge unseres Porträts schärfer hervortreten zu lassen.

---

[1]) Egydius Valentin Freiherr v. Borié (Beaurieu) war 1719 zu Stockbach in Vorderösterreich geboren und starb 1793 in Regensburg. Er war 1754 einem Rufe als Reichshofrath nach Wien gefolgt und als Publicist im Justizfache außerordentlich thätig.

Sonnenfels schreibt:

„Die Geschichte meines Lebens? Ja, ich habe eine Geschichte, aber sie kann nur mir, vielleicht meinen theilnehmenden Freunden, vielleicht könnte sie auch der Jugend in einiger Beziehung nützlich sein; aber unter den Händen eines Plutarch's würde sie nie für die Welt erheblich werden. Ihr Aufenthalt in Wien hat Sie in den letzten Jahren zu einem Zeugen und Ihre Freundschaft zu einem Vertrauten in Allem gemacht, was mir widerfahren ist. Dieses Schreiben soll also nur ein Fragment sein, etwas über meine Anstellung als Lehrer hinaus, das Abgängige mögen Sie, wenn Sie es der Mühe werth halten, ergänzen.

Ich bin im Jahre 1733 zu Nikolsburg, einem mährischen Grenzstädtchen, der Residenz des Fürsten von Dietrichstein, geboren. Das fürstliche Haus war von der Wiege an mein Wohlthäter, und ich hoffe, daß es mir noch jetzt erlaubt, mich unter seine Schutzbefohlenen zu zählen.

Meine Kindheit war gleich der aller Anderen meiner Classe. Ich ward in die Schule zu den dortigen Piaristen geschickt, lernte aber wenig mehr, als was mich ein glückliches Gedächtniß im Vorbeigehen behalten ließ, und so hatte ich die Humaniora, wie man es nennt, vollendet, sprach Latein wie der Hirt auf den ungarischen Haiden, und mein Präfect kannte von den classischen Schriftstellern mehr nicht, als die „Gefangenen" des Plautus, ein paar Stellen aus dem Terenz, etliche Seiten vom bürgerlichen Kriege des Cäsars und die beiden Reden des Cicero für den Muräna und Milo. Das stund so ungefähr in meinen Schulbüchern. Virgilen hatte ich von Jemandem zum Geschenke bekommen und wußte ihn ganz auswendig; aber in meinem Kopfe war es nicht Virgil, es waren abgemessene Zeilen; die Schönheiten des Dichters, wer hätte mir diese sollen bemerken machen? Warum nicht gar mein Professor! Die Philosophie, wie man das Schlußdrechseln damals nannte, hörte ich in Wien; Purcholius und Gassendi waren die Helden, die man damals verehrte, die man mir vorstellte. Ich war nur 13 Jahre alt als ich die Schulphilosophie vollendete, Niemand übertraf mich im Ergotiren über das infinitum categorematicum, sincategorematicum u. dergl., und da ich, ungeachtet

meiner Jugend, eine ergiebige Lunge hatte, so hieß ich einer der besten Studenten. Außer dem in diesen Jahren fast epidemischen Anfalle eines Berufes zum Mönchsstande, der, wie er kam, wieder verging, war hier bis in das 16. Jahr ein Stillstand in meinen Studien, der zwar nicht von meiner Schuld kam, aber seine nachtheiligen Folgen auf mein ganzes Leben hätte verbreiten können. Ohne Zucht, ohne Leitung, eben in dem Alter, wo ich derselben am meisten bedurfte, auf einem Dorfe, welches mein Vater zu seinem Wohnorte gewählt hat, mir selbst übergeben, hatte ich beinahe die Sitten meines Gaues angenommen und bald vergaß ich auch alles das Nichts, so ich ohnehin nur durch das Gedächtniß inne gehabt habe. Vielleicht war das ein Glück; die Leinwand, worauf der Maler arbeitet, ist ohne alle Farbe besser, als besudelt.

Häusliche Umstände und eine Empfindung, die mir offenherzig sagte, daß es mir an Erziehung mangle, warfen mich in den Soldatenstand. — Der Einfall war neu. Der Soldatenstand mochte nur selten einen verwahrlosten Jungen auf guten Weg gebracht haben; aber wenn die Erscheinung selten, so ist sie doch möglich. Ich kam zu Klagenfurt unter das Deutschmeistersche Regiment, wo ich fünf Jahre diente und es bis zum Unterofficier gebracht hatte. Das ist eigentlich der Zeitraum meiner ersten Verwendung. Die Wohlthaten, welche mir der verstorbene Freiherr v. Laßwitz, als Oberster, und Freiherr v. Elvenich, damaliger Hauptmann dieses Regimentes und nun Oberster und Capitänlieutenant der Garde, erwiesen, werde ich nie vergessen; überhaupt ist mir die Erinnerung dieser fünf Jahre stets eine angenehme Erinnerung. Der Soldat ist, wenn sich die Exercirzeit naht, das geplagteste, zur Winterszeit aber, besonders in kleinen Garnisonen, das unbeschäftigteste Wesen von der Welt. Die Langeweile flüsterte mir den Einfall zu, ich könnte den leeren Raum anwenden, etwas von dem Versäumten nachzuholen. Ich folgte diesem Einspruche, ich lernte von französischen Deserteuren, die als Recruten ankamen, französisch; von Deserteuren, die aus Italien beim Regimente anlangten, wälsch; von den Mädchen zu Sobotka und Jungbunzlau böhmisch. Ich las, was ich zu Händen kriegen konnte und bildete mir nach dem, so ich las, einen Styl. So schrieb ich französisch im Tone Lepais' und

schrieb eine deutsche Prosa nach Lohenstein und Klipphausen und machte Verse, die Hofmannswaldau nicht schwülstiger und metaphernreicher hätte machen können.

Ich verwahre noch einige meiner Briefe, worinnen ich Talandern und Neunkirchen zu Mustern gehabt. Diese Schriftsteller hatte ich mit großer Mühe aufgetrieben. Ein gutes Buch war damals noch nicht ein nothwendiges Geräth des Officiers. In dem ganzen Kreisstädtchen, wo meine Compagnie bequartirt war, hatte ich allein bei dem Kreishauptmann und einem Maler einige Bücher gefunden, die aber meistens von der Alchymie handelten, worin es die Beiden sehr weit gebracht hatten. Indessen las ich, wie ich es zu Händen bekommen konnte, und das mochte immer besser sein, als womit sonst der junge Legionär seine Zeit zu vertreiben pflegt. Endlich war ich meiner Wache, meiner 10 Kreuzer Löhnung und der Ehre, ein vortrefflicher Exercirer zu heißen, satt, und kam aus Hungarn, wohin das Regiment inzwischen verlegt worden, nach Wien.

Die Angelegenheiten meines seligen Vaters hatten während meiner Entfernung eine günstigere Wendung genommen. Er konnte mich nun wenigstens mit Kost und Wohnung unterstützen, also bewarb ich mich um meine Entlassung, die ich der Fürstin Trautson und dem Oberststallmeister Grafen Dietrichstein zu verdanken habe. Die fünf Jahre meines Soldatenstandes hatten meiner Denkungsart, wenn ich sagen darf, einen Ton gegeben. Ich war nunmehr einer Ueberlegung, eines Entschlusses, einer Beharrlichkeit fähig; ich fing an, mich mit Ernst auf die Jura zu werfen, gerade im Jahre, wo die Studien im neuen Universitätshause eingeführt wurden; ich hörte die Rede P. M . . .'s und fand sie — nicht gut. Martini gefiel mir besser, und ich empfing von ihm Beweise, daß ich ihm als Schüler nicht mißfiel. Ich bin Martini die Gerechtigkeit zu gestehen schuldig, daß sein gedrängter, überzeugender Vortrag mich zuerst wahrhaft denken gelehrt, und wenn heute Ordnung, Klarheit und Bündigkeit in meinen Schriften und Vorlesungen nicht ganz vermißt werden, so habe ich es viel dem Unterrichte dieses Mannes zuzuschreiben, der dem Staate so viele Jünglinge gebildet hat, die nun mit Ruhm ansehnliche Aemter bekleiden und durch ihre Geschicklichkeit ihren Lehrer ehren. Bei meiner emsigen

Verwendung auf die Rechte hatte ich eine Kanzel aus diesem Fache zum Augenmerke. Nebenher aber wohnte ich den Vorlesungen bei, welche mein Vater über die hebräische Sprache in seinem Hause verschiedenen Ordensgeistlichen gab. Weil mein Fortgang in dieser Sprache schnell war, so unterrichtete er mich auch in der rabbinischen Sprache und las mir über das beste Werk des berühmten Maimonides, Jadchasaka genannt — wie ich dann wirklich eine Abhandlung über die bekannte Begebenheit der Ehebrecherin, die dem Erlöser von den Pharisäern vorgestellt worden, geschrieben habe, welche dem Prodromus controversiae meines seligen Vaters vorgedruckt ist. Auch war ich als Interpres der hebräischen Sprache bei der niederösterreichischen Regierung meinem Vater adjungiret worden. Um die Rechtspraxis nicht zu verabsäumen, arbeitete ich zwei Jahre bei dem geheimen Rathe und Hofrathe der obersten Justizstelle, Grafen v. Hartig. Ein Ungefähr gab meiner Verwendung eine ganz andere Richtung. Als Soldat hatte ich wenigstens so viel zu bemerken Gelegenheit, daß die österreichische Mundart nicht die feinste ist, und ich habe mir während der fünf Jahre eine eigene gebildet. Nun wollte ich dieselbe berichtigen. Ich ward von den Dornen der Sprachlehre nicht abgeschreckt, ich war der Meinung — Jedermann bei uns war es damals noch nicht — es sei ebenso Schande in seiner Muttersprache zu sagen: „ich habe ihm gesehen", als es sein würde im Latein: „vidi illi" oder im Französischen: „j'ai vu à lui". Nachdem ich nun diesen unangenehmen Theil überkommen hatte, wollte ich gute deutsche Muster kennen lernen. Ich ging in die kaiserliche Bibliothek, um welche — aufzusuchen. Ungefähr lagen auf dem Tische die „Briefe, die neueste Literatur betreffend", deren Inhalt mir, wie die Einkleidung, sehr anziehend schien. Der Band, den ich durchblätterte enthielt gerade eine Beurtheilung einer Schrift über das Theater, welche Engelschallen zum Verfasser hatte. Ich las diese Worte oder was Aehnliches: „Da seit zwanzig Jahren alle Provinzen Deutschlands sich bemüheten, etwas zur Verbesserung der Sprache beizutragen, so hätte Oesterreich auch nicht einen nur erträglichen Schriftsteller aufzuweisen." Diese Nationalbeschimpfung kränkte mich, ich faßte den stolzen Vorsatz, ein Schriftsteller — und noch mehr zu werden.

Ich ließ also von Stunde an Rechte und alles Uebrige liegen und warf mich ganz auf die deutsche Literatur. Mein erster Entwurf war, immer im Stillen zu arbeiten, so lange, bis ich mit etwas ganz Untadelhaftem zu überraschen fähig sein würde. Mein Vornehmen von dieser Seite ward durch die Vereinigung der sogenannten Deutschen Gesellschaft gestört, ich ward vom Herrn v. Riegger, Regierungsrath und Professor in Freiburg, der eigentlich als der Urheber davon angesehen werden muß, zum Beitritt eingeladen. Diese Gesellschaft hätte nützlich werden können, wenn sie Unterstützung und jedes Mitglied nicht die voreilige Begierde gehabt hätte, seine Versuche im Drucke zu sehen. Sie verfiel nach und nach. Die Geschichte ihres Verfalles gehört nicht hierher, aber es gehört hierher, daß meine Rede: „Von der Nothwendigkeit, seine Muttersprache zu bearbeiten" und die Rede auf Maria Theresia nebst anderen kleinen Aufsätzen in dieser Gesellschaft abgelesen und sodann gedruckt wurden. Sie wissen, was die Berliner und die Leipziger davon gesagt. Ihr Urtheil machte mir Muth, der auch noch durch einen andern sehr kräftigen Sporn in Odem erhalten wurde. Von der Natur habe ich, soll ich sagen, das Unglück oder Glück, zu fühlen, daß ich ein Mensch bin. Ich bücke mich nicht gern vor Geschöpfen meiner Art, ich konnte also ganz wohl vorhersehen, daß, wenn ich ein Unterkommen suchen würde, mein Rücken immer nicht tief genug gekrümmt sein würde, um durch das niedere Thürchen der Beförderung durchzukriechen. — Auch die anderen Schleichwege zu einem Amte waren nicht für mich gebahnt. Ich hielt ein Glück, zu dem ich auf einer anderen Straße, als der offenen Heerstraße des Verdienstes gelangen würde, für kein Glück, und auf dem Giebel der Ehre würde ich mir immer selbst geringschätzig gewesen sein, wenn ich dahin gelangt wäre — wie man dahin zu gelangen pflegt. Auf dieses Selbstgefühl baute ich, als auf einen Grundsatz, die ganze Theorie meines zukünftigen Fortkommens. Ich sprach bei mir selbst: „Weil du nicht fähig bist, selbst zu suchen, so mußt du dich so ausbilden, um gesucht zu werden." Nun sah ich rings herum, und in allen Gattungen von Wissenschaften und Kenntnissen sah ich geschickte Leute, die ich zu Mitbewerbern haben würde; das Feld der Literatur allein lag vor mir öde und unbearbeitet, außer einigen wenigen Ausländern,

die damals in Wien den Ton gaben — Leute, die so viel Weltbürger waren, um ihre Heimat, wo sie als Correctoren in einer Buchdruckerei gar leicht wöchentlich 24 gute Groschen und eben so viel mit Verfertigung einer Recension für — — — verdienen konnten — die Erkenntlichkeit des Autors, wenn er gelobt ward, ungerechnet — die aber dennoch so viel Weltbürger waren, um die Ufer der Pleiße, Spree und Oder nebst diesen Vortheilen sämmtlich für die Ehre zu verlassen — um uns Oesterreicher, wie sie uns wohl öffentlich sagten, zu bilden. Wenigstens aber sah ich, daß ich unter meinen Landsleuten nicht häufige Mitwerber fände, wenn ich in der deutschen Literatur etwas Unterscheidendes geleistet haben würde. Nachdem ich es nun einmal so weit gebracht hatte, um wegen meiner Versuche von den furchtbarsten Schöppenstühlen der deutschen Kritik nicht nur nicht ausgescholten, sondern über Ziel und Polz gelobt zu werden, glaubte ich mich mit einiger Zuversicht um eine Bedienung melden zu dürfen. Mein erstes Gesuch war um eine Kanzel der deutschen Literatur. Ich ward abgewiesen aus dem Grunde, weil sie bereits besetzt war. Merken Sie an. Man hieß die Kanzel der deutschen Literatur besetzt sein, weil Popowitsch, der den Linné besser als Hallern und Hagedorn kannte, die Frage, ob c ein wirklich deutscher Buchstabe sei, in drei Vorlesungen noch nicht entschieden hatte[1]). Ich klopfte an andern Thüren. Das „Gott helf Euch", womit ich abgewiesen worden, kam mir ungefähr immer auf einerlei Art entgegen, ich will also eine von den zehn Anekdoten, womit ich diese Erzählung aufstutzen könnte, herausheben. Man rieth mir, ich sollte mich an Herrn X. wenden, der damals allgewaltig war. Man erbot sich, die Ungeheuer, welche den Zugang bewachten, die Tyrannen der Vorzimmer, vor welchen ich aber so viel Abscheu hatte, als nach der gemeinen Sage der Elephant vor der Maus, zu besänftigen. Kurz, ich sah das Antlitz des Herrn X. — Was will der Herr? — Ich würgte, und überkam endlich das: Herr,

---

[1]) Johann Sigmund Valentin Popowitsch, Sprach- und Naturforscher, war 1705 zu Arzlin in Steiermark geboren und starb 1774 in Perchtoldsdorf bei Wien. Er ist um die naturwissenschaftliche und die Sprachforschung thatsächlich verdient. Was Sonnenfels über ihn sagt, ist ungerecht und auf seine Selbstüberhebung zurückzuführen.

Ich suche eine Anstellung und wenn mich meine Verwendung unterscheiden wird, hoffe ich eine Beförderung. — Von wem ist der Herr hergeschickt? Von Niemandem. Ich wußte, daß ein Mann an Ihrem Platze zugänglich sein muß und ich war überzeugt, daß die Verwendung bei Ihnen Jedermann den Zutritt öffnet. Er war roth bis hinter die Ohren — und ich? Was mir hernach begegnet ist, hatte ich durch eine so wissentliche Lüge allerdings verschuldet. — Hat der Herr eine Empfehlung an mich? — Die nachdrücklichste, die man haben kann, die Beweise meiner Fähigkeit — und hier wollte ich meine Zeugnisse aus der Jurisprudenz vorweisen und sie mit Aufsätzen in französischer und englischer Sprache, mit einem Aufsatze im Deutschen und zuletzt mit einigen gedruckten Stücken begleiten. Er ließ mir nicht Zeit, alles hervorzulangen. — Wer verlangt denn nach allem dem! Ich frage, wird der Herr von Jemandem recommandirt? Ich dächte — — — ich dächte (spottlächelnd; denn lächelnd wäre zu fein von einem Manne dieses Zuschnittes) ich dächte der Herr ist wohl gar ein Lutheraner? — Keineswegs. — Wenigstens ist es des Herrn sein Deutsch! Und das Gedruckte da? — Es sind Versuche von mir! — So? Ein Autor gar? Der Herr ist in meine Kanzlei zu gescheidt. — Das war mir mehr, als ich verdauen konnte; wenigstens, da ich keine Hoffnung vor mir sah, wollte ich mir eine kleine Selbstgenugthuung verschaffen. — Um Vergebung, versetzte ich, das wußte ich nicht, daß Ihre Untergebenen keine gescheidten Leute sein dürften, auch wohl nicht vernünftig? Die Ursache läßt sich errathen und so bescheide ich mich wohl, bin ich in Ihrer Kanzlei nicht tauglich.

Dieses Gespräch ist Wort für Wort, wie es zwischen mir und diesem Manne gehalten worden und wohl in zwanzig Gelegenheiten ging es mir nicht besser. Man versicherte mir, daß ich die Fürsprache Fräuleins v. Y. verwirkt hätte, weil ich, da ich ihr meinen Besuch abzustatten kam, dem Kammermädchen, das mich melden sollte und durchaus die Ursache meines Besuches heraus haben wollte, zur Antwort gab: daß ich der Magd nie vertraute, was ich mit der Frau zu sprechen hätte. Mit Einem Worte Alles zu sagen: In meinem 28. Jahre, da ich auswärts als Verfasser einiger nicht ohne Beifall gelesenen Aufsätze schon sehr bekannt war, konnte ich mit meinen Sprachen und Kennt-

nissen bei keiner Stelle als Accessist, bei keinem Rathe als Praktikant aufgenommen werden, und in einem Jahre darauf erhielt ich den Ruf zur Professur.

Der Pfad, den ich einschlug, schien mich anfangs nichts weniger als zu einer solchen Anstellung zu führen. Bei den sehr gemäßigten Einkünften meines Vaters konnte ich es nicht verkennen, daß ihm der Unterhalt eines 28jährigen Sohnes sehr zur Last fiel; ich entschloß mich daher zu Allem, was sich anbieten würde, nur um ihn dieser Last zu entledigen. Ich erinnere mich ganz genau, daß ich um diese Zeit abermals den Einspruch eines religiösen Berufes laut in meinem Innern vernahm und ich war nahebei entschlossen, der Stimme des Rufenden in der Wüste zu gehorchen. Die Fügung hat es anders gewollt. Es ward eine Rechnungsführerstelle unter der ehemaligen Arcièrengarde offen, ich hatte freilich mich durch so viele Jahre, mit so verheißendem Erfolge der deutschen Literatur in hanc spem gewidmet, aber die gebieterische Nothwendigkeit. Ja, wenn der anwendsame Mann keine Bedürfnisse hätte! — Ungefähr 400 Gulden waren mit dieser Bedienstung verknüpft, das gab in meiner damaligen Lage allen anderen Betrachtungen den Ausschlag. — Hier lassen Sie mich einen Augenblick verweilen und meinen Blick bereuend und dankbar zur Vorsicht emporschlagen. Damals klagte ich über Verlassung und Unglück, meine Unzufriedenheit war Lästerung. Das, was der kurzsichtige Mensch Unglück nennt, ist oft der nothwendige Ring in der Kette der Vorfälle, wodurch die allwachende Sorgfalt ihn einer besseren Bestimmung nähert. Wer weiß es, wäre ich ohne diese Anstellung, die mir damals alle fernere Aussicht zu verschließen schien, wer weiß es, wäre ich ohne diese jemals zu meinem jetzigen Amte gelangt. Durch sie gewann ich den Zutritt in dem Hause des Generals Freiherrn v. Petrasch[1]), welcher bei der Garde erster Lieutenant war. Ich war von diesem Manne, dessen Talente für den Staat verloren waren, nicht als ein Untergeordneter, ich war als ein Mensch von Verwendung und Fähigkeit aufgenommen und bald von ihm und seiner würdigen Gemahlin auf einem Fuß behandelt, der mich das Unangenehme des Amtes, welches

[1]) Josef Freiherr v. Petrasch war 1714 in Brod geboren und starb 1772 zu Neuschloß in Mähren.

mir die Noth aufgedrungen, ganz vergessen ließ. Ich war in dem Schoße dieser liebenswürdigen Familie gleichsam einer der Ihrigen, ein Freund der Eltern, ein Bruder der Kinder — den ihre Liebe sich selbst gegeben hatte. Dies Geständniß ist eine Pflicht, aber diese Pflicht zu erfüllen ist für mich ein Vergnügen, da ich diesem Hause, diesem Manne größtentheils mein Glück schuldig bin. Seine warme, thätige Freundschaft bewarb sich überall für mich, suchte mir überall Gönner, leitete mich in allen Vorfällen durch seinen Rath, bemühte sich beständig, die Gelegenheiten zu vervielfältigen, durch welche ich bekannt werden möchte. In diesem Hause schrieb ich meine Rede auf Maria Theresien, in diesem Hause las ich sie in einer zahlreichen Versammlung angesehener Männer, die Petrasch seines Günstlings halber zusammengebeten hatte. Durch Petrasch ward ich unter Anderm an Freiherrn v. Borié empfohlen, der damals noch Staatsrath war, bei dem Leute von Verwendung sich jederzeit eine leutselige Aufnahme und Unterstützung verheißen durften. Die Art, wie ich mich bei diesem Staatsmanne einführte, war meine eigene. Ich kam nicht selbst, ich schrieb an ihn dem Inhalte nach Folgendes: „Der öffentliche Ruf leget ihm das Lob bei, daß die Verwendung bei ihm Zugang und Fähigkeit, Unterstützung und Beförderung fänden. Ich nehme mir also die Freiheit, ihm einige Beweise meines Fleißes zuzusenden und erwarte, was er hieraus für eine Meinung von meiner Fähigkeit schöpfen würde. Aber ich würde sein Urtheil darüber zu hören nicht eher das Glück haben, bis er mich durch eine ausdrückliche Erlaubniß dazu berechtigte. Nach dem erhabenen Posten, den er bekleidet und nach demjenigen, was ich von seiner Denkungsart gehört habe, sei ich nicht verlegen, zu gestehen, daß ich als ein Unbekannter, als ein Mann, der sich durch keinen Rang oder Bedienung ankündigte, eine öftere Abweisung der Liverey scheute, und daß ich meine Stunden anders zu benützen wüßte, als sie vor der Schwelle der Großen zu verstehen. Auch erlaubte mir meine Hochachtung gegen ihn nicht, zu glauben, daß er die Beweise meiner Ergebenheit darin suchen würde, wenn ich das Gedränge seines Vorzimmers dichter machte.“ Dieser Brief verschaffte mir Zutritt bei dem Manne und mein Zutritt erfüllte Sie ohne Zweifel gegen den Mann mit wahrer Hochachtung. Wenn ich ihm dieselbe weihe, so gesellt sich zu den

Gründen, die mir mit andern gemein sind, eine wahre Dankbarkeit. Der ganze Zusammenhang meines Wohls ist an sich sein Werk. Er gab sich die Mühe (die sich Männer in einem gewissen Standorte so selten geben und die doch für den Staat vielleicht der wichtigste Dienst ist, den sie ihm zu leisten vermögen), die Anlage eines jungen Menschen auszuforschen und wozu er tauglich sein dürfte, zu beurtheilen. Er schlug mich zu dem politischen Lehramte, so ich bekleide, vor. Der Umstand ist für mich zu rühmlich, als daß ich ihn übergehen sollte. Ich habe dieses Lehramt nicht gesucht, ich habe dazu den Ruf erhalten, ich habe mich bestrebt, diesen Ruf durch eine Probearbeit zu rechtfertigen, welche mit dem Beifalle aller Hofstellen, bei denen sie zur Beurtheilung umlief, beehrt wurde. Ich erhielt hierauf eine Belobung und das Anstellungsdecret. — Aber um meine Besoldung zu erhalten, ging es mir mißlich. Das politische Lehramt hub mit mir an, es hatte also nicht, gleich den übrigen Lehrämtern der Universität, seinen bestimmten Gehalt. Da ich darum anlangte — sollten Sie wohl vermuthen, daß in einem Lande, wo es Secretärsdienste mit 2000 bis 3000 Gulden, wo es Kanzelisten gibt, die auf 1000 Thaler Einkommen zählen können, daß man da einem Lehrer der politischen Wissenschaften, der nach abgelegtem Beweise seiner Fähigkeit zu dem Amte mit einer Belobung angestellt worden, der nach der Einrichtung der hiesigen Lehrämter kein Honorarium von seinen Zuhörern empfängt — sollten Sie vermuthen, daß man diesem — rathen Sie doch, was man ihm an Gehalt auszuwerfen anrieth? — Nun, ich sehe wohl, Sie errathen das nimmermehr — 500 Gulden! Das ist nach dem Preise, wie man in Wien lebt, nach Abzug der auf das sparsamste berechneten Hausmiethe, Holz, Licht und dergleichen Bedürfnisse, täglich gerade noch auf eine gesalzene Wassersuppe für mich und meine Frau. Das war in der That vorgesorgt, daß mich die Verdauung ja nicht im Studiren hindern möchte. Ich will ihn nicht nennen, den, von welchem dieser liebevolle Vorschlag herrührte. Aber ich nenne denjenigen mit Freuden, der die Unbilligkeit desselben der Monarchin vorstellte und mir 1200 Gulden, wenigstens um gegen die Noth gesichert zu sein, zuwege brachte. Es war der Staatsrath Referendarius Freiherr v. König, dem ich durch nichts anderes bekannt war, als durch meine Verwendung, an den ich keine andere Empfehlung

hatte, als die Billigkeit. Hier war ich nun auf einem Platze, der zwar meiner Neigung am meisten entsprach, an dem ich meinem Hange, nützliche Wahrheiten nicht zu verkleiden, ganz Genüge leisten konnte, aber an dem ich mir auch durch meine Freimüthigkeit bald eine Legion Widersacher — diese Benennung ist zu gelinde, Feinde ist das wahre Wort — erwecken konnte — wirklich erweckte.

Die Begebenheiten dieses Zeitpunktes sind Ihnen größtentheils bekannt; es sind nicht eigentlich Begebenheiten, die dem Lehrer widerfahren, es sind Begebenheiten des Lehramtes, die jedem Andern, der an meiner Statt dagestanden hätte, ebenfalls aufgestoßen sein würden. Doch davon will und soll ich selbst nicht sprechen, ich bin ebensowohl zu stolz, mein eigener Apologist, als mein eigener Lobredner zu sein. Vielleicht ging ich bei meinen Wochenblättern zu hastig zu Werke, aber meine Absicht wenigstens war untadelhaft, ich wünschte die Lectüre deutscher Schriftsteller zu verbreiten. Bin ich meines Wunsches gewährt worden? Meine Feldzüge gegen die Fratze und die Unsittlichkeit der Schaubühne waren langwierig. Die, für welche ich kämpfte, verriethen mich oft und gaben mich den wiederholten Anfällen meiner Widersacher bloß. Doch ich habe in meinen Briefen über die Schaubühne schon geschrieben: „Wien empfindet heute das Vergnügen einer gesitteten, regelmäßigen Schaubühne" — das ist mein unverwesendes Siegeszeichen. Vielleicht aber würden meine Bemühungen erfolglos gewesen sein. Wien, gegen welches sich gemiethete Schrifterlinge in ihrem . . . . so muthwillige Urtheile erlauben, weil seine großen Männer zu bescheiden sind, um zu prahlen und weil seine mittelmäßigen Köpfe es nicht wagen durften, als literarische Pralhänse aufzutreten — Wien würde vielleicht noch ihre Hanswurste und Bernardone und den ganzen Unsinn der extemporirten Stücke haben, wenn meine Vorstellungen nicht durch den Staatsrath Freiherrn v. Gebler so kräftig wären unterstützt worden. Ich würde es im Angesichte der ganzen Welt sagen, was ich in freundschaftlicher Ausschüttung meines Herzens an Sie schreibe. Talente finden nirgends einen leichteren Zugang als bei Geblern, er empfängt sie mit einer Leutseligkeit, die sie ermuntert, er hört sie, bemüht sich, ihnen Vorschub zu geben. Ich kann mich selbst zu einem bestätigenden Beispiele aufführen. Meine Vorlesungen blieben in den

ersten Jahren nicht unbemerkt. Gebler, der damals noch Hofrath war, suchte mich zu kennen und diese Bekanntschaft erwarb mir seine Freundschaft, seine Unterstützung. Er ward inzwischen zum Staatsrath ernannt, und er war es, der mein Bestreben als Lehrer bei der Monarchin geltend machte, der oft, wenn verkannte oder vernachlässigte Grundsätze, welche mein Beruf mich entwickeln hieß, mir Verfolgungen erwecken sollten, mich vertrat. Er hatte den größten Antheil an den Belohnungen, womit die Monarchin mir ihren Beifall über den ersten Theil meiner Grundsätze zu bezeugen und mich zur Fortsetzung dieses Werkes zu ermuntern die Gnade hatte. Er war es endlich, welcher der Schrift: „Ueber die Nothwendigkeit, das Extemporiren abzustellen", vor dem Throne Nachdruck gab und mich zum Censor der Schaubühne zu der Zeit vorschlug, als die Wiederkehr Bernardon's dem Geschmacke, wenigstens des großen Haufens, einen gefährlichen Rückfall drohte. Aber meine Erzählung sollte ja nicht über diesen Zeitpunkt, nicht einmal bis zu diesem Zeitpunkte sollte sie fortgesetzt werden. Mein Herz hat mich über das bezeichnete Ziel hinausgeführt, es erinnert sich zu gern der empfangenen Wohlthaten, es nennt zu gern die Namen seiner Wohlthäter, unter welchen ich dem Statthalter Grafen v. Seilern einen vorzüglichen Ort zu weihen verpflichtet bin. Sie wissen, daß ich seinem Vorworte bei der besten Kaiserin meinen jetzigen glücklichen Zustand zuzuschreiben habe. Ich mag immer ein wenig damit groß thun, daß ich mir seine Gewogenheit erworben habe. Das Zutrauen, womit er mich unterscheidet, ist in den Augen aller Rechtschaffenen ein unverwerfliches Zeugniß, nicht für den Rath nur, der unter seinem Vorsitze arbeitet, auch für den Sonnenfels, den er eines näheren Zutrittes in seinem Hause würdigt und der die Stunden, welche er in Gesellschaft dieses liebenswürdigen Großen hinzubringen das Glück hat, unter die vergnügtesten seines Lebens zu zählen Ursache hat."

Acht Jahre später — also etwa 1784—1786 — nachdem die Kämpfe der ersten Jahre seines Lehramtes längst vorüber, die Unannehmlichkeiten, welche ihm das Theater bereitet hatte, längst vergessen waren und Sonnenfels die ungetheilte Achtung der ganzen gebildeten Gesellschaft und eine materiell recht behagliche Stellung genoß, schrieb er einen zweiten Brief mit Rückblicken auf seine Laufbahn und den

ziemlich mühseligen Kampf um ein würdiges Amt. — Aus diesen Zeilen ist die Bitterkeit der früheren Jahre verschwunden, satyrische Anspielungen, wie sie der erste Brief enthält, sorgfältig vermieden; eine milde, ruhige Denkungsart durchweht das Schriftstück. Dankbar für empfangene Wohlthaten und Beweise der Freundschaft gedenkt er Derer, die ihm wohl gewollt und vergißt Diejenigen, die ihm Böses zuzufügen versucht.

Ich theile auch dieses autobiographische Fragment seinem ganzen Inhalte nach mit. Es hat folgenden Wortlaut:

„Meine früheste Kindheit ward von dem fürstlichen Hause Dietrichstein in Schutz genommen. Ich war einer von den vielen Zöglingen, die durch liebreiche Vatersorge dieses erhabenen Hauses dem Staate heranwachsen. Die Vorsicht hat den gütigen Karl erhalten, daß er die Früchte seiner Gnade an mir zu vollem Wachsthume gebracht sehen konnte. Als ich bei meiner letzten Beförderung so glücklich war, ihm die milde Hand zu küssen, die über mich und Tausende im Geheimen Gutthaten verbreitet; als ich meinen jetzigen Wohlstand zu seiner Gnade als zu der ersten Quelle zurückführte, da versicherte mir sein sanfter Handdruck und sein väterlich über mich gesprochener Segen, daß er seine Wohlthaten an mir für nicht verworfen hält. Reif dem Lohne eines in stiller Größe vollbrachten Laufes, sieht der edle fürstliche Greis der Abberufung entschlossen entgegen und läßt mit seinem Beispiele seine Güte auf seinen Nachfolger vererbt.

Die sich verbessernden Umstände meines Vaters schienen ihm zu erlauben, mich nachher in eigene Versorgung zu übernehmen. Dieser redliche Mann würde nach seinen strengen Begriffen an der Wohlthätigkeit einen Diebstahl zu begehen geglaubt haben, wenn er seinen Sohn länger eine Stelle hätte einnehmen lassen, die eigentlich hilflosen Kindern bestimmt war. Aber nur nach wenigen Jahren fand er sich von X., der sein Zutrauen hinterschlichen, um alles Vermögen gebracht, und ich mich ohne Stütze, in dem Alter gerade, wo Mangel an Unterstützung das größte Unglück ist, weil es auf das ganze Leben einfließt.

Der Kriegsdienst ward meine Zuflucht. In welchem Stande sind einem Jünglinge von 17 Jahren Beschützer unentbehrlicher als in diesem, wo er sich hingeworfen sieht, überlassen dem Zuge seiner Leidenschaften,

preisgegeben den Hindernissen um und neben sich! Ich hatte diese Beschützer gefunden, gegen die meine Verehrung immer sich erneuert, so oft ich mit Beben mir vorstelle, was ich ohne ihre mir geschenkte Vorsorge zur Stunde vielleicht sein würde. Bei der Nachricht vom Tode Freiherrn v. Leschwitz', der als Oberster den Gemeinen Sonnenfels nicht unter seiner Aufmerksamkeit hielt, vergoß ich Thränen des Leides und der Dankbarkeit. Aber ich genieße noch die Freude, Freiherrn v. Elvenich, unter dessen Compagnie ich stand, von Zeit zu Zeit versichern zu können, daß ich seiner Gutthaten ewig eingedenk leben werde.

Die fünf Jahre, die ich gedient, waren für meine Bildung nicht ganz verloren. Doch ich hatte den Dienst nicht als meine Endbestimmung ergriffen, sondern als einen Zwischenstand, wo ich ohne Erniedrigung die Herstellung der verfallenen Umstände meines Vaters abwarten konnte. Nach dem Systeme damaliger Zeiten war die Entlassung eines jungen Soldaten nicht ohne Schwierigkeit. Die meinige ward mir von Johann Grafen von Dietrichstein bewirkt. Das war der Anfang eines Schutzes, dessen Thätigkeit ich nachher in hundert Anlässen erfahren und nicht selten auch für meine Freunde geltend zu machen das Glück hatte. Ja! Mann, der Sie durch das vortrefflichste, menschenfreundlichste Herz Ihrer Abkunft und Ihres Ranges so würdig sind, ja, ich darf mich Ihres Schutzes, Ihres erklärten Wohlwollens vor aller Welt berühmen; aber ich will mir dadurch auch vor aller Welt die Pflicht der ehrerbietigsten Ergebenheit gegen Sie und gegen Ihre erlauchte Familie unverbrüchlich heiliger machen.

Nach der Wiederkehr zum bürgerlichen Stande hub meine ernstere Verwendung an. Sind Aufklärung und geläuterte Grundsätze das größte Geschenk des Lebens, so werde ich Rieggern und Martini stets als Diejenigen betrachten, die vorzüglich zu meiner Wohlfahrt beigetragen haben. Diese in den Jahrbüchern der Nationalerleuchtung merkwürdigen Männer lehrten mich zuerst denken. Auf ihren liebreichen Unterricht habe ich den Bau der Kenntnisse, wenn ich immer Kenntnisse besitze, als auf seine erste Veste gegründet. Es schmeichelte dem Jünglinge, wenn man es Festigkeit des Charakters und Selbstgefühl nannte, was Andere an ihm als Ungeschmeidigkeit oder unrecht gestellten Stolz aussetzten. War es nun des Lobes oder Tadels werth, was mich hinderte,

in Dienstwerbungen zudringlich zu sein, wenigstens war mein Schicksal dadurch nicht gebessert. In Jahren, worin eine biegsamere Gattung von Menschen schon eines gegründeten Glückes genossen, war es mein Höchstes, eine Bedienstung, die mich kaum gegen Bedürfnisse sicherte, erhalten zu haben. Der Name Amärighi, des Freundes, der mir von dieser kleinen Bedienung Nachricht gab, ehe Jemand davon wußte, steht in meinem Herzen erlauchten Namen zur Seite. Wahre Dankbarkeit kennt keine Etikette, hält keine Rangordnung. In meiner damaligen Lage war der Dienst, den die freundliche Eilfertigkeit dieses Mannes mir leistete, auch nicht gering, und es war der größte, den er mir zu leisten vermochte.

Hier fand ich mich in einer Stellung, von der ich damals glaubte, daß sie die Aussicht zu einer Verbesserung auf immer mir verschränken würde, die ich aber heute als den eigentlichen Anfang meines Wohlstandes betrachten muß. Ich kam in Verbindung mit Freiherrn v. Petrasch. Es war die Verbindung eines Untergeordneten mit seinem Vorgesetzten. Jedoch seine Güte hätte mich den Abstand, der mich von ihm in eine große Entfernung stellte, nicht wahrnehmen lassen, wenn meine dadurch erhöhte Dankbarkeit mich desselben nicht umsomehr erinnert hätte. Die würdigste Gattin, die liebreichste Familie ahmten sein Betragen gegen mich nach; ich sah mich mit der Vertraulichkeit eines Freundes, ich sah mich mit der Liebe eines Sohnes, mit der Innigkeit eines Bruders behandelt; ich fand hier aufrichtige Theilnehmung, wenn meine Lage mich muthlos machte, Rath, wenn Jugend und Unerfahrenheit mich irre geführt haben würden, Bildung im gesellschaftlichen, gesitteten Umgange, der in allen Verhältnissen des Lebens so wichtig ist und wozu dem in die Welt tretenden Jünglinge, soll ich sagen, Gelegenheit oder nachahmungswürdige Vorbilder fehlen; ich fand hier meine Verwendung, Fürsprache.

Dieser werde ich stets die unterscheidende Aufnahme des Freiherrn v. Borié zueignen, bei welchem meine kleinen Schriftstellerversuche gewiß einen geringen Eindruck gemacht haben würden, wenn sie das Zeugniß, das Freiherr v. Petrasch meiner Aufführung und Denkungsart gab, nicht unterstützt hätte. Ich kenne die unrühmlichen Mittel, deren man gebraucht hat, mir die Gewogenheit bald zu entreißen, die Frei-

herr v. Borié mir auf die edelste Art zugewendet hatte. Aber wenn der Verleumdung ihre Anklage gelungen hat, so hebt seine Gleichgiltigkeit gegen mich immer meine Verbindlichkeit nicht auf, öffentlich zu bekennen, daß er es war, dem ich den Ruf zu dem politischen Lehramte, er, dessen Mitwirkung ich das Lehramt selbst zu verdanken habe. Freiherr v. Borié sprach einem jungen unbekannten Manne bei Fürst Kaunitz das Wort und bewog den allgemeinen Beschützer der Talente, mir seine Unterstützung gleichsam auf Abschlag der Erwartung zu gewähren, die ich auf dem Lehrstuhle, den ich besteigen sollte, zu erfüllen über mich nehmen würde.

Ich glaube die vortheilhafte Meinung meines erhabenen Beförderers wenigstens von Seite der Freimüthigkeit nicht hintergangen zu haben. Ich hielt es für die Pflicht meines Standortes, mit dem Aberglauben, dem Vorurtheile, mit dem Ansehen, der Geburt und dem Eigennutze nicht zu heucheln. Dafür aber waren die Prüfungen meiner Standhaftigkeit hart, mannigfaltig wiederholt.

Auch darin ward mein Herz mein großer Wohlthäter, daß es mich fähig machte, Widerwärtigkeiten zu ertragen und die Urheber derselben nicht zu hassen. Ich finde die Namen dieser Letzteren nicht mehr in meinem Gedächtnisse, und selbst die Erinnerung der größten Gefahren, denen ich mich preisgegeben sah, würde ganz bei mir verloschen sein, wenn sie nicht mit dem dankbaren Andenken gegen diejenige verbunden wäre, durch deren Schutz ich nicht unterlag.

Ich sagte mit Grotius, mit dem übereinstimmenden Gefühle der ganzen Menschheit, mit der Wahrheit: „Der Unglückliche auf der Folterbank wird lügen, wenn er die Marter zu ertragen, und lügen, wenn er sie nicht zu ertragen fähig ist“ (Mentietur qui ferre potuerit et qui ferre non potuerit, mentietur). Ich wünschte, es möchte mir von uns, wie Livius von den Römern, erlaubt sein zu rühmen, daß uns unter allen Nationen der Erde die gelindesten Gesetze anstehen (gloriari nobis licet, nulli orbis terrarum populo mitiores, quam Romanis, placuisse leges), weil die Gelindigkeit unseres Nationalcharakters der Strenge nicht bedarf. Und ohne die eifrige Vertretung des Fürsten Kaunitz hätte es mich meinen Stand gekostet, auf dem Lehrstuhle dasjenige vorgetragen zu haben, worüber bald darauf ganz Europa

Beccarien mit Ehre und Segen krönte. Doch die Folter ist abgeschafft; die Todesstrafen sind nicht mehr so gemein. Die Narben der Wunden, die man in Vertheidigung der guten Sache empfängt, sind Ehrenzeichen.

Die Reinigkeit meiner Absicht, und daß ich für die Rechte des Thrones und der bürgerlichen Gesellschaft mit Wärme, aber auch mit nicht widerlegten Gründen das Wort führte, würde mich nicht vor dem Untergange geschützt haben, hätte nicht der den Wissenschaften so sehr zur Unzeit entrissene van Swieten, ohne vorher meine Bitte zu erwarten, ohne nachher meine Danksagung anzunehmen, aus meiner Sache gleichsam die eigene Sache der Censur gemacht, unter deren Genehmigung die Sätze und Schriften, worin ich die gefährlichen Meinungen unter das Volk brachte, erschienen.

Kaunitzen und Swieten bin ich für die Erhaltung meines Standes, Freiherrn v. Gebler, bei dem ein günstiges Vorurtheil für meine Verwendung die Stelle der Empfehlung vertrat, bin ich großentheils für die Verbesserung desselben verpflichtet und für meine Beförderung, die sehr oft gerade durch die mir erregten Widerwärtigkeiten herbeigeschleunigt wurde. Die Ausgabe der Klozischen Briefe sollte mich vom Lehrstuhle, vielleicht von Wien verdrängen; so ungefähr war der Anschlag. Statt dessen ebnete sie die Hindernisse, welche bis dahin den gütigeren Gesinnungen des damaligen Statthalters Grafen v. Seilern im Wege gelegen waren: sie öffnete mir den Eintritt in die Rathsstube.

Der edelsten Behandlung dieses würdigen Präsidenten hatte ich mich mit allen meinen Amtsgefährten gemeinschaftlich zu beloben, aber ich werde mit der auszeichnenden Gewogenheit und dem näheren Zutrauen, dessen er mich in seinem Hause, in seinem besonderen Umgange gewürdigt, immer großthun, als mit einem rühmlichen Zeugnisse der Achtung von einem Manne, der seine Achtung zu verschwenden nicht gewohnt ist. Graf Seilern schätzte mich hoch genug, um in einem sehr unangenehmen Vorfalle, wo der Zusammenfluß ungünstiger Umstände mich in Argwohn zu bringen schien, mich meiner eigenen Rechtfertigung zu überlassen und sich dann zu freuen, daß er sich an mir nicht geirrt, daß ich zu meiner Vertheidigung seiner Beschirmung entbehren konnte.

Die Namen Sperges, Spielmann, Greiner, Born würden das Verzeichniß meiner Wohlthäter vergrößern und beschließen, wenn der Edelmuth dieser Männer mir die Verbindlichkeiten öffentlich zu gestehen erlaubte, unter welchen ich gegen sie lebenslang stehen werde. Aber, verehrungswürdige Freunde! Es erhöht den Werth Eurer Wohlthaten und veredelt sie, daß Ihr mir dieselben unter der bescheidenen Benennung der Freundschaftsdienste erwiesen habt.

Ich blicke dahin zurück, woher ich ausgegangen bin. Ich sehe, daß ich einen Raum hinter mir gelassen habe und an einem Orte stehe, wohin ich mich einst kaum durch Wünsche zu erheben die Kühnheit hatte. Jedoch nicht der Standort, an dem ich mich finde, macht mein Glück, macht meine Zufriedenheit, sondern daß ich sagen darf: „Du bist hierher gelangt, nicht irgend auf Krummgängen und Schleichwegen, sondern auf der offenen Straße der Verwendung, geleitet von der Hand der Wohlthätigkeit."

Wie schon bemerkt wurde, hatte Sonnenfels, als er den vorstehenden Brief schrieb, mit den Stürmen der Jugend und des ersten Mannesalters vollkommen abgeschlossen. Er befand sich damals in der beneidenswerthen Lage, zu beobachten, wie unter Josef's Regierung manches Ziel seines zwanzigjährigen Strebens im Lehramte wirklich erreicht wurde und sah sich als gefeierter Lehrer und angesehener Schriftsteller von allen Seiten geachtet und geehrt.

Aber auch ein Familienglück war ihm erblüht, das ihm für die vielfachen Kränkungen des Berufslebens reichlichen Ersatz bot. Wohl scheint seiner Verheiratung mit Theresia Hay, einer Tochter des Oberamtmannes von Fulnek und Schwester des nachmaligen Bischofs von Königgrätz Johann Leopold Hay, kein Liebesleben voll romantischer Sehnsucht vorausgegangen zu sein — es wäre denn, daß die Brautstands-Correspondenz absichtlich verbrannt wurde oder vielleicht abhanden gekommen — aber sicher ist, daß Sonnenfels' Ehe eine sehr glückliche war. Er verheiratete sich ein Jahr nach der Erlangung der Professur, also 1764, als ihn sein Einkommen in den Stand gesetzt hatte, eine Familie anständig ernähren zu können. Sein praktischer Sinn bewährt sich also auch bei diesem wichtigen Lebensschritte.

In den für die Oeffentlichkeit bestimmten Schriften — die beiden mitgetheilten Fragmente aus seiner Feder sind wohl auch dahin zu rechnen — spricht er nicht mit Einem Worte über seine Familienverhältnisse, und wäre nicht 1772 die Veröffentlichung der Briefe an Klotz erfolgt, welche ihm so viel Aerger verursachte, wir würden aus Sonnenfels' eigener Mittheilung kaum den Namen seiner Frau erfahren haben.

In den intimen Briefen an Klotz jedoch findet sich eine reizende Illustration seines häuslichen Glückes, die uns Sonnenfels als zärtlichen Ehemann in schönster Beleuchtung vorführt. Klotz hatte eine ausführliche Mittheilung über äußere Form und häusliche Verhältnisse seines Freundes verlangt und Sonnenfels, welcher sich nicht entschließen wollte, sein eigenes Conterfei zu malen, betraute seine Frau mit der Aufgabe.

Diese dictirt nun am 21. Jänner 1769, im fünften Jahre ihrer Ehe, dem Gemahle folgenden liebenswürdigen Brief an Klotz:

„Mein Mann ist in der That von den Männern, deren Gestalt unserem Geschmacke Ehre macht. Wenn man ihn schön findet, so bin ich immer versucht, eine Verbeugung zu machen, weil das Lob, so man ihm ertheilt, meiner Wahl schmeichelt. In seinem 36. Jahre mit der blühenden Farbe eines Jünglings und einer Bildung, die ihn jünger lügt und den Jahren trotzen wird, eine offene Stirne, an der ihm das Nachdenken ein paar Falten gezogen hat, die ihm ein ernstes Ansehen geben; ein braunes Auge, eine etwas gebogene, nicht ungestalte Nase, eine aufgeworfene und wohlgefärbte Lippe, das sind die Theile eines regelmäßigen Ovals, das der gute Mann, der auf seine Gestalt ein wenig zu viel hält, mit einer gewählten Haarlage ziert; doch hält er das Mittel zwischen den Stutzern, die nach der jüngsten Mode laufen und den Sauertöpfen, welche sich durch eine Perrücke aus dem vorigen Jahrhundert Ehrfurcht zu verschaffen suchen. Wir Frauen finden wenigstens unsere Rechnung besser bei artigen als bei ehrwürdigen Männern.

Sein schönes Haar sagt dem übrigen Anputze zu, der gar keinen bestäubten Schulmann verräth; er weiß, daß sein Wuchs ein niedliches Kleid nicht verunstaltet und er hält dafür, daß ein Mann von Geschmack es auch in seinem Anzuge sein dürfe.

Nach einem fünfjährigen Ehestande können Sie mir immer zutrauen, daß mir keine blinde Leidenschaft den Pinsel führe; vielleicht können Sie einmal meine Schilderung gegen das Original halten, wenigstens, wenn meines Mannes sehnlicher Wunsch in Erfüllung geht.

In diesem Manne hat mich anfangs die Gestalt, aber als ich ihn näher kannte, sein redliches Herz gerührt; ich würde ihm die Hand gereicht haben, wenn er auch häßlich gewesen wäre. Uneigennützig in seiner Liebe, beschäftigt er sich noch itzt hauptsächlich, mich und meine Schwestern glücklich zu machen. Aber seine Uneigennützigkeit geht manchmal bis zur Verschwendung; das Rechnen ist seine Sache nicht und da geschieht es sehr oft, daß die Ausgabe die Einnahme überschreitet. Vergeben Sie ihm diesen Fehler, er ist die Wirkung seines fühlbaren Herzens.

Dieser Mann, der bei den empfindlichsten Beleidigungen, die man ihm angethan, immer ungerührt blieb und bei allen Verfolgungen nie eine trübe Stirne zeigte, sah nie einen Unglücklichen ohne Thränen; und bei seiner Bereitwilligkeit beizustehen, zieht er immer mehr seine Empfindung als sein Vermögen zu Rathe: ich sehe mich nicht selten gezwungen, ihn daran zu erinnern, daß er auch eine Haushaltung zu besorgen habe. Auch diese Mildthätigkeit ist nur die Tugend seines Temperamentes oder eine gewisse Schwachheit, der er nicht widerstehen kann und welche ihn sogar gegen seine Thiere mit gleicher Stärke hinreißt. Sein winselnder Hund macht ihm Herzpochen und aus Mitleid gegen seine Pferde geht er bis über die Knie im Koth, damit den armen Thieren nicht hart geschehe.

Dächten Sie wohl, daß dieser weichherzige Mann gleichwohl recht sehr den Eheherrn zu spielen weiß und den Herrn, dessen Namen ich nicht weiß, Lügen strafte, der einmal sagte, die Weiber herrschten entweder mit Gewalt oder bittweise? Ja doch! Ich bin meines Mannes unterthänige Dienerin im strengsten Verstande und er behauptet immer, die Bibel müsse in seinem Hause ein heiliges Buch bleiben und der Mann über die Frau herrschen. Erträglich, gelinde ist sein Hausscepter freilich, aber was er will — und die Lust dazu wandelt ihn oft an — das will er von ganzer Seele.

Seine Freunde können auf ihn Staat machen, aber sie müssen auch seine Offenherzigkeit vertragen können. Die Offenherzigkeit ist

seine Lieblingseigenschaft. Er sucht sich ein eigenes Verdienst darinnen, Jedermann seine Fehler zu sagen; wenn die Leute nur auch so geneigt wären, sich dieselben von ihm sagen zu lassen — aber seine Freimüthigkeit hat ihm viele Ungelegenheiten zugezogen. Das machte ihn nicht zurückhaltender, er vertauschte die ansehnlichste Beförderung gegen das Vergnügen, dem Thoren zu sagen: Du bist ein Thor.

Der Himmel weiß, wie der Mann mit einer so ungeschmeidigen Denkungsart auch zu einem ehrlichen Stück Brod gelangt ist; denn das werden Sie wohl leicht schließen, daß er auch einen guten Theil Stolz besitze, welcher ihn hindert, vor den Götzen der Welt sein Knie zu beugen. Er muß seine Beförderung nur ertrotzt haben, denn der Adel hat wohl keinen ärgeren Feind als ihn, der ihm das Nichts seiner Pergamente mit deutlichen und ungeschmückten Ausdrücken und so oft vorwirft. Das werden Sie auch aus seinen Schriften ungefähr gesehen haben. Der Adel und Andere mehr haben lange schon einen Bund gegen ihn errichtet, und wie Viele sagen: „So ist der Mann, Gott behüte uns dafür, ein Freigeist." — Ich weiß nicht, ob er das ist, aber ein guter Hausvater, bis auf kleine und nicht anhaltende Aufwallungen, ein redlicher Freund, ein Enthusiast für den guten Geschmack und ein ehrlicher Mann ist er gewiß: ich weiß nicht, ob das die Freigeister sind."

Sonnenfels retouchirt dieses Lichtbild seiner Gattin mit folgenden Einbegleitungsworten:

„Nehmen Sie nicht immer alles so nach der buchstäblichen Lage, — schreibt er an Klotz — was ich auf Geheiß einer Freundin hinsetzen mußte. Ihre Güte verkleinert meine Unarten, so sehr sie sich die Miene der Aufrichtigkeit zu geben sucht und die kleinen Anflüge vom Guten werden in ihrem Munde sehr schätzbare Tugenden. Ich kenne mich, daß ich jähzornig geboren bin und Theresie mußte mich oft übertragen, aber erlauben Sie hinzuzusetzen: schmollen kann ich nicht. Meine Freimüthigkeit geht oft zu weit und mein Hang zur Satyre sieht sehr durch alle meine Schriften. Eigenliebe und Stolz sind vielleicht die eigentlichsten Triebfedern meiner Anwendung, der ich dennoch das Glück Ihrer Freundschaft schuldig bin."

Als Revanche für das Porträt, welches die Gattin von ihm entworfen, silhouettirt Sonnenfels nun auch Theresie. Er schreibt:

„Theresia ist ein sehr schönes Weib; nur erst jetzt 22 Jahre alt, groß, schlank mit dem Wuchse einer Grazie und der lieblichen Bildung der Mutter Venus. Die Sanftmuth lacht aus ihrem Blicke und — ihr Blick täuscht nicht. Traurig sein kann sie wohl, wenn ihr Mann unartig ist, aber böse zu werden weiß sie nicht. Alles was sonst die Freude eines, wie die Männer sagen, eiteln Geschlechtes ausmacht: Kleider, Putz u. s. w., ist nicht die ihrige. Sie ist das genügsamste Weib, die nie an mich eine Forderung gemacht hat und wenn meine Liebe ihr ein Geschenk macht, es immer mit der regen Freude annimmt, die ein Beweis ist, daß ihr das Geschenk dadurch werth ist, weil es von mir kommt. Sittsam, ohne Grimasse, bemitleidet sie die Schwachheiten ihres Geschlechtes und vergibt einem Mädchen einen Fehltritt, wenn sie nur zur Ehrbarkeit wiederkehrt. Der Freundschaft und eines Geheimnisses mehr als ein Mann fähig, ist sie die getreue Theilnehmerin meiner Sorgen, meine Rathgeberin, meine Trösterin. Kurz, der Himmel hat ihr alles gegeben, was sie liebenswürdig und mich glücklich machen kann: Gestalt, Vernunft, Häuslichkeit ohne Kargheit, Freigebigkeit mit Maß, ein fühlbares Herz, — nur den Geist der Ordentlichkeit nicht in dem hohen Grade, in dem er ihr nothwendig wäre, da ich selbst unordentlich bin und dennoch immer im Hause Ordnung wünsche, oft mit Ungestüm fordere . . . .

Bin ich nicht beneidenswerth, da ich bei so vielem Glück auch noch ganz zureichende Einkünfte habe, und Klotzen und Born zum Freunde?"

Wenn Sonnenfels selbst seine Frau als „sehr schön" bezeichnet, so möchte das noch als kein unbefangenes Zeugniß gelten; wir wissen jedoch von anderer Seite, daß sie wirklich eine Schönheit war, die auch in hohem Grade liebenswürdig zu sein verstand. Hatte sie sich doch im Zirkel der Freunde und der Freimaurerloge, deren Meister Sonnenfels war, ihrer Anmuth und ihres muntern Witzes wegen den Beinamen Aspasia erworben.

Zum vollständigen Glücke der Ehe fehlte nur Eines: ein Kind. Die Ehe blieb kinderlos.

Seit dem Jahre 1779 war Sonnenfels referirender Rath bei der Studien- und Censurscommission. Auch in dieser seiner Eigenschaft als

Staatsbeamter war er stets auf allerlei Verbesserungen in der Staatsverwaltung bedacht. Insbesondere beschäftigten ihn die ihm zunächst liegenden Gegenstände der Polizeigesetzgebung. Die polizeilichen Einrichtungen fremder Staaten sammelnd und studirend, war sein Hauptbestreben, aus ihnen zu lernen, was etwa dem Vaterlande nützen könne.

Eine besonders wichtige Frage beschäftigte ihn noch in späteren Jahren, nämlich die Frage der Entscheidung durch Stimmenmehrheit bei gerichtlichen Urtheilen. Sein fachmännisches Urtheil darüber (1801) erregte einen förmlichen literarischen Streit. Doch Sonnenfels fand in Feuerbach einen beredten Anwalt, welcher in der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung für Sonnenfels eine Lanze brach und dadurch diesem ein sehr schmeichelhaftes Anerkennungsschreiben des Königs von Baiern eintrug.

Hervorragenden Antheil hatte er an der Abfassung des Judenpatentes wie des Wucherpatentes.

Energisch sprach er sich gegen den Büchernachdruck aus, welchen der Buchhändler Trattner im Jahre 1784 in ein förmliches System zu bringen versuchte. In Gemeinschaft mit Born und Haschka gab er sein Gutachten dahin ab, daß der Büchernachdruck dem Straßenraube gleich sei.

Sogar über die Gesindeordnung gab er noch im Greisenalter (1810) eine anregende Schrift heraus.

Auch mit einer diplomatischen Mission im engeren Sinne war Sonnenfels in den Siebziger-Jahren betraut. Dieselbe bildet allerdings nur eine Episode in dem Leben unseres Professors.

Beaumarchais, der geniale aber ungemein leichtfertige Franzose, war im August 1774 nach Wien gekommen, um auch hier seine ausgezeichnete Kenntniß aller Verhältnisse am französischen Hofe materiell zu verwerthen. Er gab vor, daß man den Plan habe, ein Pasquill gegen Marie Antoinette und die Pariser Gesellschaft gleichzeitig in London und Amsterdam zu drucken und auf den Markt zu werfen. Zur Verhütung des Skandals sei er von Ludwig XVI. mit allen Vollmachten ausgestattet worden und er habe auch bereits in London und Holland die ganze Auflage für schweres Geld gekauft und verbrannt. Leider sei der Verfasser der Schmähschrift, er nannte ihn Angelucci,

mit einem unterschlagenen Exemplar derselben nach Nürnberg entkommen und beabsichtige dort die neuerliche Drucklegung. Beaumarchais reist ihm nach, holt ihn in einem Walde bei Neustadt an der Aisch ein, entreißt ihm Schmähschrift und Geld, wird aber, bevor er zu seinem Wagen zurückkehrt, von Räubern angefallen und verwundet. Er eilt nach Nürnberg, macht den dortigen Behörden Anzeige und reist dann, ohne erst seine Wunden verbinden zu lassen, nach Wien, wo er sich Anfangs unter dem Namen de Ronac brieflich an die Kaiserin wendet.

„Vom äußersten Westen Europas sei er nach Wien geeilt," schrieb er, „um ihr Dinge mitzutheilen, welche ihr Glück, ihre Ruhe, das Innerste ihres Herzens betreffen; keinen Augenblick möge sie versäumen, ihn zu hören."

Maria Theresia gewährte ihm wirklich eine Audienz. In derselben legte Beaumarchais das angeblich gerettete Exemplar der Schmähschrift vor und hatte die Frechheit, der Kaiserin einen Umdruck des ganzen Pasquills mit Hinweglassung der Marie Antoinette am meisten verunglimpfenden Stellen vorzuschlagen. Diesen Umdruck könne man dann dem Könige als Beweis vorlegen, daß er (Beaumarchais) seinen Auftrag genau vollzogen habe.

Maria Theresia, wiewohl peinlich überrascht durch die Mittheilungen des Abenteurers, behielt jedoch kaltes Blut und beschloß auf den Rath des Staatskanzlers Kaunitz vorerst die Wahrscheinlichkeit des Vorgebrachten eingehend zu prüfen. Zu diesem Zwecke wurde Beaumarchais in unauffälliger Weise in anständige Haft genommen und inzwischen nach den Beweisen für die Wahrheit seiner Behauptungen recherchirt.

Regierungsrath Sonnenfels erhielt den Auftrag, mit Beaumarchais in persönlichen Verkehr zu treten und von ihm selbst die näheren Umstände seiner Abenteuer bei Neustadt zu erforschen. Seine Mühe war indessen wohl nicht groß, denn die auf Veranlassung des Fürsten Kaunitz bei Neustadt angestellten Untersuchungen hatten evident bewiesen, daß der ganze Ueberfall eine Dichtung Beaumarchais sein müsse. Die angeblich von den Räubern herrührenden Wunden hatte sich Beaumarchais selbst mit einem Rasirmesser beigebracht. Man erkannte also, daß es einfach auf eine Prellerei abgesehen sei, und daß hinter

dem Verfasser und Drucker der Schmähschrift niemand als Beaumarchais stecke. Auf diese Weise war seine Rolle in Wien bald ausgespielt. Man überließ seine Bestrafung der französischen Regierung, welche ihm die Rückkehr nach Paris gestattete und ihm dort noch eine ungemein hohe Reiserechnung saldirte. Man konnte nämlich gegen ihn nicht streng vorgehen, weil man sonst hätte gestehen müssen, daß man sich von ihm schmählich habe dupiren lassen. Nur in Wien hatte man ihn augenblicklich durchschaut. Vielleicht hat auch Sonnenfels das Seinige zur Entlarvung des Abenteurers beigetragen, obgleich Alfred Ritter v. Arneth, welcher die Begegnung der beiden Männer in einer anziehend geschriebenen Monographie [1]) behandelt, keinen Beleg dafür in den Acten des Hof- und Staatsarchives finden konnte.

Zur Zeit der Klotz'schen Briefe (1772), also in einer Zeitperiode in welcher Sonnenfels durch mannigfache Unannehmlichkeiten in Anspruch genommen wurde, hatte eine seiner Abhandlungen: „Ueber die Liebe des Vaterlandes" Wien 1771, 8°, das Mißgeschick, der Censur Goethe's zu verfallen, welcher für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" Bücherrecensionen lieferte und welchem unter anderen auch die Sonnenfels'sche Schrift zugetheilt worden war.

Es ist von hohem Interesse, was der Censor Goethe über den Censor Sonnenfels sagt. Die Abhandlung Sonnenfels' war ursprünglich eine akademische Rede gewesen, die er nachträglich zu dem Umfange eines kleinen Buches erweitert und — es ist nicht zu leugnen — mit zu gewichtigem, doctrinärem Ballast beschwert hatte.

Goethe wurde ihm also ein sehr strenger Censor.

„Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus," hatte Sonnenfels bemerkt, und Goethe schreibt dazu den nachstehenden Commentar: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unseren Besitzthümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken: haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht Tausend und Tausende in jedem Staate? Und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen und die bei gewissen Völkern

[1]) Beaumarchais und Sonnenfels. Wien. Braumüller. 1868.

nur zu gewissen Zeitpunkten das Resultat vieler zusammentreffenden Umstände war und ist? (? A. d. V.)

Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen; kein Bett, darin zu liegen."

Goethe bringt nun eine sehr eingehende Zergliederung der einzelnen Capitel, führt deren Inhalt an und bemerkt zum vierten Hauptstück:

„Hier werden den Gesetzgebern Handgriffe gelehrt. Lykurg, Solon, Numa treten als Collegae Gymnasii auf, die nach der Capacität ihrer Schüler exercitia dictiren. In den Resultaten des Lebens dieser großen Menschen, die wir noch dazu nur in stumpfen Ueberlieferungen anschauen, überall Principium, politisches Principium, Zweck zu sehen, mit der Klarheit und Bestimmtheit, wie der Handwerksmann Cabinetsgeheimnisse, Staatsverhältnisse, Intriguen bei einem Glase Bier erklärt, in einer Streitschrift zu erklären! Von Geheimnissen — denn welche große historische Data sind für ihn nicht Geheimnisse? — an welchen nur der tiefsühlendste Geist mit Ahnungen zu reichen vermag, in den Tag hinein zu raisonniren! Es wird alle Tage schlimmer. Ehemals gab man nur Gelehrsamkeit in solchen Schriften preis; an der war noch nichts für's Menschengeschlecht verloren: jetzt mißhandeln die Herren guten Sinn und Empfindung!

Durchaus werden die Gesetze en gros behandelt, alle Nationen und Zeiten durcheinander geworfen, unserer Zeit solche Gesetze gewünscht und gehofft, die nur einem eben erst zusammengetretenen Volke gegeben werden konnten. Und man sieht nicht, daß man in die Luft redet und ausgezischt zu werden verdient, wie einer, der Damen im Reifrocke Eva's Schürzchen vorpanegyrisiren wollte."

Der Schlußpassus der Goethe'schen Recension lautet:

„Am sonderbarsten ist es uns vorgekommen, daß Herr S . . . das Anfassen der Landsleute in der Fremde auf Rechnung der Vaterlandsliebe schreibt, da das doch gerade dagegen deponiren könnte. Zuletzt verspricht er leichtgezeichnete Skizzen von Patrioten.

Man ehrt in den Skizzen großer Meister den reinen Hauch ihres Geistes, ohne irgend eine Hülle. Leider müssen wir hier auf unser Gewissen betheuern, daß wir, wie in den Gemälden des Verfassers

nichts denn willkürlich hingesudelte Striche haben wahrnehmen können. Porträts! freilich immer noch so charakteristisch als die zwölf Apostel in Holzschnitt, die man trotz aller venerablen Verzerrung wenigstens an ihren Schlüsseln, Schwertern, Kreuzen und Sägen unterscheidet."

Die Worte sind hart und mögen Sonnenfels nicht wenig gekränkt haben. Trotzdem habe ich sie meiner Schilderung nicht entziehen zu sollen geglaubt; der Kritiker Goethe schrieb mit beißender Tinte und wurde besonders leicht unwirsch, wenn ihm Schriften zur Hand kamen, welche an Weitschweifigkeit litten. Daran aber laborirt die recensirte Abhandlung in hohem Grade.

Im Uebrigen hatte Goethe ein Auge auf die literarische Bewegung in Wien und drückte wiederholt den Wunsch aus, daß die Bemühungen so vieler Schriftsteller — zu Goethe's Lieblingen gehörte Denis — recht bald von Erfolg gekrönt sein möchten.

Die vielfachen Anerkennungen, welche Sonnenfels von anderer Seite für sein literarisches Schaffen zu Theil wurden, mögen ihn über die Goethe'sche Censur getröstet haben, wenn er eines solchen Trostes überhaupt bedürftig war. Ich glaube jedoch, daß er die Goethe'sche verdiente Recension gerade so leicht nahm wie die Angriffe und Verdächtigungen, die ihm oft genug unverdienter Weise zu Theil wurden — Verdächtigungen, oft so gemeiner Natur, daß die ihm angeborenen oder anerzogenen Anlagen zu Stolz und Eigenliebe dadurch immer kräftiger ausgebildet werden mußten.

Hatte man ihm doch 1777 sogar einen Bankerott von dreißigtausend Gulden angedichtet und das Gerücht bis zu den Ohren der Kaiserin getragen.

„In der ganzen Stadt geht herum" — schreibt Maria Theresia am 25. December 1777 an den Grafen Seilern[1]) — „Sonnenfels hat einen Bankerott von dreißigtausend Gulden gemacht. Mir wäre leid, denn dies ginge nicht mit seinem Posten."

Offenbar stand dieses Gerücht mit der Einführung einer neuen verbesserten Beleuchtung in Wien im Zusammenhange, welche man Sonnenfels zu verdanken hatte.

[1]) Arneth. Briefe Maria Theresias an ihre Kinder und Freunde. Wien 1881, Wilhelm Braumüller. IV. Band, S. 354.

Er wurde bei dieser Gelegenheit in einen wenig erquicklichen Handel verwickelt, da er seinem Bruder Franz bei den Neuanschaffungen der Beleuchtungsgegenstände einen materiellen Vortheil zugewendet hatte und deshalb in den Verdacht kam, sich selbst als Vertreter der Regierung bereichert zu haben.

Es gelang ihm jedoch, sich vollständig zu rechtfertigen. Die Kaiserin Maria Theresia anerkannte sogar, daß er sich um das Beleuchtungswesen verdient gemacht habe und resolvirte über einen Vortrag der kaiserlich österreichischen Hofkanzlei vom 11. September 1779 Folgendes:

„Nachdem dieses Werk (die Beleuchtung) Sonnenfels so gutt geführt, so solle er noch selbes continuiren mit 2(000) Gulden aus dem illuminations fonde remuneration und gratis den Hofraths Titl doch also, das er seine Dienste bei der regierung continuire bis eine gelegenheit kome, ihme weiter zu plasiren."

Der gegnerische Anschlag hatte also abermals mit einem glänzenden Siege Sonnenfels' geendet.

Er war aber auch nicht wenig stolz auf seine neue Beleuchtung. Der alte Gräffer hat uns darüber folgende Anekdote überliefert:

Eines Abends fuhr er mit einem Fremden von Schönbrunn in die Stadt. Der Himmel war umwölkt und die neuconstruirten Laternen vermochten nur mühsam das Nachtdunkel aufzuhellen. Plötzlich trat der Mond hinter einer schwarzen Wolkenwand hervor und warf seinen Silberschein auf das Häusermeer.

„Welch' eine herrliche Beleuchtung," rief der Fremde, angeregt durch die Schönheit des Bildes.

„Sie ist aber auch von mir," dankte Sonnenfels, ganz befriedigt von der Artigkeit seines Begleiters.

Eine andere, das Wesen des Mannes scharf charakterisirende Anekdote ist nachstehende:

Ein junger Mann kommt zu Sonnenfels um ihm irgend eine Bitte vorzutragen. Nach den ersten Worten des Petenten beginnt Sonnenfels zu sprechen und erörtert den Gegenstand in einem einstündigen Vortrage. Der junge Mann hört achtungsvoll zu und wird sodann gnädig entlassen.

„Ein junger Mann von Talent und Belesenheit“ — sagte Sonnenfels, nachdem sich der Besucher entfernt hatte — „ich habe mich mit ihm recht angenehm unterhalten.“

Es ist noch ein und das andere Witzwort über Sonnenfels im Umlaufe. Ich will jedoch meinem Vorsatze, nur Thatsächliches in den Inhalt meiner Schilderung einzuziehen, nicht untreu werden und hier nur noch eine Scene wiedergeben, welche Anspruch auf Authenticität macht, da sie aus dem Munde einer Zeugin stammt, welche in der Lage war, die Wahrheit zu wissen.

Karoline Hieronymus, später verehelichte Greiner, die Mutter der Dichterin Karoline Pichler-Greiner, eine von Maria Theresia hochbegünstigte Dienerin, von welcher die Schilderung stammt, spielt selbst eine Rolle dabei.

Ein neidischer und wohldienerischer Censor hatte Sonnenfels wieder einmal ganze Seiten eines werthvollen Aufsatzes gestrichen. In seiner gerechten Aufwallung hierüber wagte er es und ließ sich bei der mit ihrer Partie eifrig beschäftigten Kaiserin durch die muthvolle, der guten Sache treu ergebene Karoline melden.

In rascher Lebhaftigkeit, wie sie zumal bei der geringsten Ueberraschung oder Störung noch in ihren alten Tagen war, stürzte die unvergleichliche Frau nach wenigen Minuten ins Vorzimmer heraus, hastig die Karten drehend und mit den fünf Fingern Haube und Haar aus dem Gesichte streichend. „Nun was ist's denn? Sekiren sie ihn schon wieder? Hat er etwas gegen uns geschrieben? Das ist ihm von Herzen verziehen. Ein echter Patriot muß wohl manchmal ungeduldig werden; ich weiß aber schon, wie er's meint. Oder gegen die Religion? Er ist ja kein Narr. Oder gegen die guten Sitten? Das glaube ich nicht; er ist ja kein Saumagen. Aber wenn er etwas gegen die Minister geschrieben hat, ja mein lieber Sonnenfels, dann muß er sich selber heraushauen; da kann ich ihm nicht helfen. Ich habe ihn oft genug gewarnt“ — und damit eilte die edle Fürstin wieder an ihren Spieltisch zurück.

Unter den Anschuldigungen, die man von gewisser Seite gegen Sonnenfels vorgebracht hat, findet sich auch die, daß er Alchemie getrieben, Gold gesucht habe.

Sie wurde schon zu seinen Lebzeiten in einem sehr selten gewordenen Druck: „Handschriften für Freunde geheimer Wissenschaften zum Druck befördert von M. J. F. v. L., Wien, bei Alois Blumauer 1794" ausgesprochen. Herausgeber dieses Buches war der k. k. Administrationsrath Max Josef Freiherr v. Linden, Meister vom Stuhle der Loge zur Beständigkeit. Das anstößige Buch wurde durch Zufall mit dem Imprimatur versehen und nach dem Drucke bis auf wenige Exemplare confiscirt. Es heißt darin, daß sich Bode, Born, Scopoli und Sonnenfels zu alchemistischen Versuchen zusammengethan und Gold gesucht hätten. Die Beschuldigung ist aber wohl zu albern, als daß man sie ernst nehmen könnte.

„Sonnenfels[1]), einer der klarsten, scharfsinnigsten, logischesten und überhaupt eminentesten Köpfe, welche Oesterreich je aufzuweisen gehabt; Sonnenfels, der den Schwächen, Irrthümern, Lastern und Thorheiten seiner Zeit in seinen der vaterländischen Literatur zur Zierde gereichenden Schriften mit so viel Geist, Verve und Standhaftigkeit zu Leibe ging, und so manche derselben mit Stumpf und Stiel auszurotten vermochte, Sonnenfels, der vielbeschäftigte Staatsmann, der Reformator in so vielen Zweigen menschlichen Wissens und Wirkens — Sonnenfels ein Alchemist banalsten Schlages, der Ducatengold macht und Schmelztiegel und Blasebalg handhabt, das scheint mir von vornherein eine Absurdität, welche zu widerlegen man fast sich schämen muß. Und wie kommt er dazu, ein „berühmter großer Mineraloge und Scheidekünstler erster Classe" so gut als die drei anderen Männer des vierblätterigen Alchemister-Kleeblattes genannt zu werden? Forschungen auf diesem Gebiete menschlichen Wissens liegen trotz seiner Vielseitigkeit Sonnenfels gewiß ganz fern.

Lessing war längst todt, als das Project einer Akademie der Wissenschaften (1784) neuerdings in Wien auftauchte. Es blieb auch diesmal wieder bei dem Projecte, und ich erwähne den Umstand nur, um eine Stelle aus dem Briefwechsel Sonnenfels' mit Moses Mendelsohn als Beleg vorzuführen, daß die Verdienste unseres Professors auch im Auslande von den besten Köpfen gewürdigt wurden.

---

[1]) Die Sphinx. Freimaurertaschenbuch. Wien 1873. S. 96.

Mendelsohn schreibt ihm am 21. Januar 1785 unter Anderem: „Geliebtester Mitbruder! Ich nehme keinen Anstand, Sie so zu nennen; denn ich erkenne die Ehre, die Sie mir antragen, mit lebhaftem Dank und nehme sie mit Vergnügen an.“ (Sonnenfels hatte ihn eingeladen, der Gesellschaft als Mitglied beizutreten.) „Da Sonnenfels mein Führer sein will, so frage ich weiter nicht: Wohin? Ich will also nicht wissen, in welcher Männer Gesellschaft Sie mich bringen; genug, es sind Männer von Wissenschaft, die Sonnenfels schätzen und von ihm geschätzt werden.“

Als der Josephinismus in Oesterreich zum Niedergange kam, zog sich auch Sonnenfels von jeder politischen Thätigkeit zurück und verlegte den Schauplatz seiner Wirksamkeit auf ein der Politik fremdes Feld, indem er die Stelle als Vicepräsident der k. k. Akademie der bildenden Künste annahm und auch hier, soweit dies thunlich war, für Aufklärung und Fortschritte zu wirken suchte. Seiner Professur entsagte er erst nach dem Jahre 1800. Noch in den Jahren 1794 und 1796 fungirte er als Rector Magnificus.

An äußeren Auszeichnungen waren ihm außer dem Stefans-Orden, der ihn zur Führung des Freiherrntitels berechtigt hätte, von Preußen der Rothe Adler-Orden und von Dänemark das Commandeurkreuz des Danebrog-Ordens zutheil geworden. Die Akademien der schönen Künste in Mailand und jene der Wissenschaften in Erfurt hatten ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen; von der Commune Wien war ihm 1806 das Ehrenbürgerrecht verliehen worden.

Aeußerlich also war der Herbst seines Lebens ein glücklicher, wenn er sich auch in manchen Stunden des Nachdenkens sagen mußte, daß die Zeit einen gewaltigen Rückschritt gemacht, daß viele seiner Bestrebungen vergebens gewesen.

Einsam und verlassen saß der einstmals so gefeierte Sonnenfels dann wohl in seiner Stube, gemieden von den Großen, welche sonst so diensteifrig im Vorsaale des Empfanges harrten. Nur selten verirrte sich ein alter Freund in seine Nähe und dann sprach man von dem betrübenden Wechsel der Zeiten, von den zerstörenden Wirkungen des Ministeriums Thugut und von dem neuen Gestirn Metternich. Stundenlang saß der Greis in seinem Sorgenstuhl, in düsteres Nachdenken

versunken; die matten, glanzlosen Augen auf die lebensgroßen Porträts Theresiens und Josef's gerichtet. Ein schweres Nierenleiden nagte an den schwachen Lebenskräften des achtzigjährigen Mannes.

Mit heiserer Stimme, in kurzen abgebrochenen Sätzen, die letzten Worte wiederholend, sprach der Greis über die verkehrte Politik der Machthaber jener Tage, und während leichtmüthige Geschöpfe den Ruhm und die Weisheit Metternich's priesen, der den Soldatenkaiser eben niedergeworfen, sprach Sonnenfels in galliger Stimmung über die traurige Wendung, welche die Geschichte der österreichischen Völker durch die Reaction, die in dem Waffensiege ihre stärkste Spitze fand, genommen.

So schildern ihn seine Freunde.

Noch war Sonnenfels activer Hofrath und Mitglied der Gesetzgebungs-Commission, aber nachweislich war er dies seit langer Zeit nur dem Namen nach; der Kranke verließ seine Stube nicht und für beide, den Principien nach unverträgliche Theile war dies Fernbleiben auch das Beste. Mitunter kam ein Auftrag an Sonnenfels, irgend eine Inschrift auf eine Medaille, die zur Erinnerung an einen Sieg im Felde geprägt werden sollte, zu verfassen, und hier und da verließ er die Krankenstube, um irgend einer Feierlichkeit der Akademie der bildenden Künste, deren Leitung ihm seit Jahren anvertraut war, beizuwohnen.

Diesem Institute hatte er einen guten Theil seiner Kraft geopfert. Die Kriegszeit und der Mangel an Theilnahme von Seite des Hofes und Adels hatten das Geringe, was Kaunitz und Sonnenfels geschaffen und gefördert, zerstört.

Noch galt Sonnenfels in ganz Deutschland als der Repräsentant der Zeit der Aufklärung und des Aufschwunges und diesen Ruf sich zu erhalten, war sein Ehrgeiz.

Anfangs Jannar 1814 sollte er wie gewöhnlich anläßlich der Prämienvertheilung an die Schüler der Anstalt eine Rede halten. Diesmal verlangte die Regierung, daß er seine Rede vorher einer Censur unterwerfen solle.

Man kannte Sonnenfels' Stellung zu dem Regierungssysteme, man fürchtete seine Rede und ihren Freimuth. Es war gleichfalls bekannt, daß Sonnenfels den gewaltigen Rückschritt auf den geringen Eifer des Hofes und des Adels für die Künste zurückführen und da-

durch einen Vergleich mit der Josephinischen Epoche heraufbeschwören werde. Einer seiner hochgestellten wohlwollenden Freunde erhielt Einblick in das Manuscript und sofort erging an Sonnenfels der Befehl, den Entwurf abzuändern — nach beigelegten Bemerkungen. Sonnenfels lehnte jedoch ab, eine censurirte Rede zu halten und erklärte, lieber mit Krankheitsentschuldigung fernzubleiben, als sich diesem Angriff auf die Selbständigkeit seines Charakters auszusetzen. Er ignorirte den eigentlichen Urheber des Befehles und gab seinem nächsten Vorgesetzten, dem Curator, die Erklärung ab, welche in dem nachfolgenden Briefe [1]) enthalten ist.

Sie ist geeignet, uns die Schwächen des vielgepriesenen und vielgelästerten Mannes in milderem Lichte erscheinen zu lassen.

Der Wortlaut ist der nachstehende:

„Soeben erhalte ich die Bemerkungen Ew. Excellenz über den Entwurf meiner kurzen Rede und säume nicht mich auf der Stelle gegen Ew. Hochwolgeboren zu erklären. Ich richte meine Antwort an Sie, weil ich mich etwas freimüthiger mit Ihnen besprechen zu können glaube.

Vor Allem habe ich von meiner Seite zu fragen: War es meine Pflicht, diese Anrede, für deren Inhalt, Gegenstand und Ausdruck ich dem Publicum Rede zu stehen habe, vorher mitzutheilen? Nein oder ja? Ist es das Erstere, so konnten diese Bemerkungen nicht geschehen. Sollte ich zu dem Letzteren verpflichtet sein, so entsage ich auf immer in einer akademischen Verhandlung das Wort zu führen — aber werde auch einer Stelle entsagen, wo ich gerade darin, wo ich in den Augen meiner Mitbürger und Deutschlands nicht ohne alles Verdienst zu sein mir schmeichle, ungefähr zu der subalternen Rolle eines fremden Sprachrohres, eines Cicero-Kopfes verurtheilt wäre.

Ich verhehle mir nicht, wie viel ich bei dieser Controverse wage. Die Wahl, wenn es gilt, ist zwischen einem dirigirenden Minister und einem kleinen Geschöpfe meiner Art nicht zweifelhaft. Immerhin! im achtzigsten Jahre seines Alters und im 52. seiner Dienstlaufbahn, was hat man zu verlieren? Das Publicum wird fragen: Warum ist Sonnen-

---

[1]) Zum erstenmale mitgetheilt von H. M. Richter in der „Neuen Freien Presse", Jahrgang 1867, Nr. 1195.

fels jubilirt? Weil Graf Metternich — was weiß ich, was das Publicum dazu setzen wird. Aber ich habe für jeden Fall das Mittel in Händen, in keinem falschen Lichte zu erscheinen. Das Publicum wird meinen Entwurf und die Bemerkungen des Curators darüber lesen — und den Ausspruch thun.

Ich habe meinen Aufsatz vor competenten Richtern gelesen; man hat ihn nicht nur zweckmäßig, man hat die Wendung sogar delicat und scharfsinnig gefunden, wodurch ich bemerke, daß nichts vorhanden ist, was den Fortgang der Akademie bezeugt. Eigentlich ist der Inhalt meines Aufsatzes dahin beschränkt: eine dankbare Erinnerung für die durch die Statuten zugegangenen Wohlthaten. Die Akademie hat sich bemüht, dankbar ihre Pflicht zu erfüllen; wirklich haben die Künste Fortschritte gemacht — wir übertreiben diese Fortschritte nicht; aber da das Publicum fragen könnte: Wo sind die Beweise dieser Fortschritte? so lege ich Ursache und Entschuldigung — daß der Hof und der Adel nichts für die Künste gethan — auf Umstände der Zeit. Wenn diese sich aufheitern wird, wird es nicht an geschickten Leuten fehlen und, davon bin ich überzeugt, wir werden eher geschickte Künstler als Mäcenaten finden. Sagen Sie mir, theuerster College, was wäre hier nicht ad rem?

Oder soll ich, wenn ich anders der langen Bemerkung einen Sinn abgewinnen kann, soll ich sagen: Wir wissen, daß uns noch sehr viel abgeht, aber die Schuld liegt nicht an uns! Nun eine Deduction über die Ursachen, die Hindernisse und das Größte: Niemand thut etwas für die Künste; nicht der Hof, der seine Arbeiten nur Anfängern überläßt, nicht der Adel, d. h. Ihr, die Ihr dazu gehört, thut nichts! Ist es nicht schon hohe Klugheit von mir, diese Klippen zu vermeiden und dafür wenigstens in der Ferne dem Künstler Aussicht zur munificentia publica und privata zu zeigen?

Die zweite Bemerkung habe ich benützt und die Verbindlichkeiten auf die leitenden und unterrichtenden Mitglieder isolirt. Ferner aber gestehe ich Ihnen, daß für meinen Aufsatz die erste Bemerkung zu benützen ich mir die Geschicklichkeit nicht zuerkenne; einen ganz neuen Aufsatz aber, wie ich genöthigt sein würde zu entwerfen, ein zu unfruchtbares Gehirn habe, unfruchtbarer noch dadurch, daß meine

Gedanken nun einmal diese Richtung genommen haben, die nur sich stets in die Quere werfen würde. Ueberhaupt wäre mir auch die Zeit zu kurz zu einer Abhandlung nach dem Thema, das die erste Bemerkung anzugeben scheint.

Ich gehe zurück zu dem Eingange meines Schreibens. Es war die Ergießung meiner gereiften Eigenliebe, sagen Sie, auch meines beleidigten Schriftstellerstolzes. Indessen den folgenden Inhalt muß ich auch mit kalter Ueberlegung bestätigen. Somit, wenn mein Aufsatz für unbrauchbar gehalten wird und ich einen zweiten zu verfassen mir nicht zutraue, wird es nöthig sein, eine Vorsehung zu treffen, von der ein wesentlicher Theil sein würde, daß mich eine „maladie de commande" hinderte, zugegen zu sein, weil ich doch bei dieser Feierlichkeit keine stumme Rolle übernehmen kann.

Zum Beschlusse: Dieser Vorgang überzeugt mich neuerdings, daß unter solchen Aussichten ich nicht für die Rolle, oder die Rolle nicht für mich berechnet ist. — Retraite, mon ami, im achtzigsten Jahre deines Alters, im zweiundfünfzigsten Dienstjahre — so ruft mir die Vernunft zu. Aber mein Herz, warmer Freund, bis in die Grube!

Sonnenfels."

Als Postscript fügte Sonnenfels die Worte bei:

„Griffonage indéchiffrable du veillard de quatre-vingt."

Noch drei Jahre lebte der Greis, umgeben von der liebevoll sorgfältigen Pflege der Gattin, und bis zu seiner letzten Stunde voll regen Interesses für die Weltereignisse.

In der Nacht vom 25. auf den 26. April 1817 endete der Tod sein langes inhaltreiches Leben.

Reichthümer hatte Sonnenfels nicht gesammelt; der ganze Erlös seines beweglichen Gutes betrug nur 3000 Gulden.

In seinem Pulte fand sich das nachstehende Testament:

„Ich besitze kein Vermögen, das ist bekannt. Ich habe mich während meiner vieljährigen, arbeitsamen Laufbahn nur bestrebt, meine Pflicht zu erfüllen, nicht Vermögen zu sammeln. Meine Gattin Theresie von Sonnenfels, geborene Hay, brachte mir 3000 Gulden zur Mitgift, deren Empfang ich hiermit noch einmal bestätige. Ich versprach selbe mit sechstausend Gulden zu widerlegen; diese 9000 Gulden sind eine

Schuld, zu deren Bedeckung ich wünsche, daß alles, was ich besitze, zureiche, wobei ich zu bemerken habe, daß, was von dem vorhandenen Silber mit T. S. bezeichnet ist, meiner Gattin angehört. Soll über die Bedeckung der Neuntausend etwas erübrigen, so sei meine Gattin hievon die Erbin. Das edle Weib wird, da ich ihr keine Schätze zurücklasse, den unbescholtenen Ruf ihres Mannes und die Achtung, die er sich bei seinen Mitbürgern zu erwerben das Glück hatte, als einen schätzbaren Nachlaß betrachten. Der Armuth nach Kräften beizustehen, habe ich nicht bis hier verschoben. Ich ersuche aber meine Freundin, an das Armen-Institut fünfzig Gulden abzuführen. Ihrem wohlthätigen Herzen überlasse ich, mein Dienstvolk nach Verhältniß ihrer Dienstjahre und der dem Hause bezeugten Ergebenheit zu belohnen. Und nun, theuere Gefährtin meines Lebens, empfange die Versicherung, daß meine innigste Verehrung und Dankbarkeit für die Glückseligkeit von achtundvierzig Jahren mich hinaus über das Grab begleiten wird. Ich empfehle dir nicht, mein Andenken stets werth zu halten. Ich kenne dich und bin mir bewußt, durch mein stetes Bestreben dies um dich verdient zu haben. Wien, am 1. Hornung 1811. Sonnenfels."

Unter dem stimmungsvollen Eindrucke dieser ein reiches Leben harmonisch abschließenden Worte kehre ich von der Bahre des Greises zurück zu den Tagen des Kampfes, der mannesmuthigen Thätigkeit, mit der Absicht, jene Momente seines Lebens ausführlicher ins Auge zu fassen, welche für die Oeffentlichkeit, für Oesterreich von maßgebender Bedeutung geworden sind, welche Sonnenfels das Anrecht verleihen, in Reih und Glied mit den um das Vaterland verdienten Männern genannt zu werden.

Sonnenfels und die Schaubühne.

Die Situation des Theaters, wie sie Sonnenfels in den Sechziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts vorfand, ist mit wenigen Strichen gezeichnet. Der herrschende Geschmack war die Burleske, die Zote, der Hanswurst, welcher gerade damals in Prehauser einen außergewöhnlich genialen Darsteller gefunden hatte. Zur Zeit der Burleske florirte das italienische Singspiel, in welchem Feerien, Flugmaschinen und Teufel die Hauptrolle spielten. Im Ganzen und Großen gilt für die Sechziger-Jahre noch, was die vielgenannte Lady Montague im Jahre 1716 auf der Durchreise nach Constantinopel von dem Wiener Theater berichtet. Die Dame hatte der Vorstellung eines Stückes beigewohnt, welches den Titel „Amphitrio" führte, und sagt darüber: „Es war nicht nur mit unanständigen Ausdrücken, sondern auch mit solchen Grobheiten gespickt, die der britische Pöbel nicht einmal einem Marktschreier zukommen lassen würde. Ueberdies ließen die beiden Sofias ihre Hosen den Logen gegenüber recht treuherzig nieder, und die Leute darinnen nannten es ein Meisterstück."

Aeußerlich waren die Verhältnisse der damaligen Wiener Bühnen in nachstehender Weise geregelt: Die selbständigen Impresarii, welche bisher die Theaterunternehmung geleitet, und als solche gewisse kaiserliche Privilegien genossen hatten, waren seit dem Rücktritt des Obersten Baron Lopresti im Jahre 1752 verschwunden. Maria Theresia widerrief damals infolge gewisser Vorkommnisse, deren Darstellung außerhalb des Rahmens dieser Blätter liegt, alle bisher gewährten Privilegien und übertrug die Aufsicht über die Schaubühne dem Wiener Magistrat. Dieser bestellte eine Theater-Commission mit dem Obmann Leopold v. Gehlen, welcher sich indessen eine Oberaufsicht von Seite des Hofes

gefallen lassen mußte. Diese Oberaufsicht übten Graf Esterházy und Graf Durazzo. Für die Einflußnahme, die sich der kaiserliche Hof vorbehalten hatte, stellte er als Aequivalent alljährlich eine Geldsubvention zur Verfügung und übernahm noch ausdrücklich die Verpflichtung, allen Schaden, welchen die Stadt Wien erleiden würde, zu ersetzen.

Mit dieser äußerlichen Regelung der Verhältnisse ging jedoch keineswegs eine Aenderung des Geschmackes Hand in Hand, höchstens dürfen wir das Engagement einiger neuer Schauspielkräfte (Stephanie der Aeltere, Kirchhoff, Familie Jaquet) als eine Wendung zum Besseren betrachten.

Der erste Versuch, die Herrschaft des Hanswurst zu stürzen, datirt aus dem Jahre 1760. Magister Heydn, ein Wiener Autor, welchen Schmidt's Chronologie des deutschen Theaters als Verfasser eines regelmäßigen Stückes: „Graf Unhold" nennt, ist der Erste, welcher eine Schrift gegen den Hanswurst herausgibt.

Ihm folgen in den nächsten Jahren Klemm, Herrl, Riegger, Petrasch, Engelschall, Wächtler und Andere in selbständigen Aufsätzen und Wochenblättern. Indessen blieben alle Versuche bis zum Jahre 1764, in welchem das Generaldirectorium der Wiener Bühnen von dem Grafen Spork übernommen wurde, fruchtlos. Graf Spork traf energische Anstalten zur Reform des Geschmackes, aber auch Hanswurst rüstete mit allen Mitteln zur Abwehr, und in diesem gefährlichen Augenblicke wurde der Stadtgerichtsbeisitzer Hafner sein bester Bundesgenosse. Hafner schrieb für Prehauser ein Stück unter dem Titel: „Megära, die fürchterliche Hexe oder die bezauberten Hängleuchter". Drei Personen, welche sich der Heirat eines Mädchens widersetzen, das Megära beschützt, müssen dafür zur Strafe bei einem Ball als Hängeleuchter dienen.

Die Anführung dieser kleinen Inhaltsprobe wird zur Charakteristik des Stückes genügen. „Es kamen darin, wie eine gleichzeitige Quelle sagt, so viel Teufel, Zaubereien, Fratzen, Zoten und Unsinn zusammen, daß es nach dem damaligen Geschmack nothwendig gefallen mußte." Das Stück machte ein solches Glück, daß Hafner über den Kopf des Grafen Spork hinweg als Theaterdichter mit fixem Gehalt angestellt wurde.

Inzwischen war Sonnenfels im Jahre 1763 zum Professor der politischen Wissenschaften an der Wiener Hochschule ernannt worden und hatte seine reformatorische Thätigkeit vorläufig auf dem Gebiete seines Faches begonnen. Der geistvolle Lehrer, welcher sich durch seinen glänzenden Vortrag die Liebe und Hochachtung der Jugend im Sturme erwarb, hielt jedoch bald im Kreise Umschau und begann seine Aufmerksamkeit auf alle socialen Mißbräuche zu richten.

Da waren es nun vor allen zwei Uebelstände, welche ihm in's Auge fielen: die damals in's Maßlose gehende Verwilderung der Sitten und der ungemein verwahrloste Zustand der Schaubühne. Von der Lehrkanzel aus ließ sich hier kein frischer, fröhlicher Krieg beginnen, und so griff denn Sonnenfels zur Feder und schritt zur Herausgabe des „Mann ohne Vorurtheil“, von welcher wöchentlich zweimal erscheinenden Zeitschrift im Herbste 1765 das erste Stück ausgegeben wurde. In dem „Mann ohne Vorurtheil“ führt Sonnenfels unter dem Namen Kapa-ka-um einen Mann auf, der, irgendwo in der Einsamkeit großgewachsen, mit einemmale in die Stadt versetzt wird und sich nun in ihre Sitten nicht finden kann. Durch den Schild Kapa-ka-um geschützt, begann nun Sonnenfels eine energische Kritik des Aberglaubens, der Selbstsucht, der Fehler in der Erziehung der Jugend, der Vorurtheile des Adels, der Ueberzahl der Klöster u. s. w.

Seine Sprache war energisch und dabei bestechend durch Präcision und Klarheit des Ausdruckes. Man kann sagen, daß Sonnenfels' Prosa stellenweise — nicht immer — der Schreibweise Lessing's kaum viel nachsteht und könnte von diesem Gesichtspunkte aus Sonnenfels als den ersten österreichischen Classiker der neueren Zeit bezeichnen. Wie ernst er es übrigens mit der Pflege der deutschen Sprache meinte, dafür spricht eine Stelle gleich aus den ersten Wochen des „Mann ohne Vorurtheil“. Sie findet sich im 18. Stücke des ersten Quartales. Sonnenfels theilt darin die Ode Rammler's an Hymen als Beweis mit, daß die deutsche Sprache zu jedem Gefühlsausdrucke weit genug vorgebildet sei, und wendet sich dann an die Adresse des Adels mit folgendem Vorwurfe: „Sie (die deutsche Sprache) ist, habe ich oft hören müssen, nicht reich, nicht geschmeidig genug, die Sprache des Umganges der feineren Welt zu sein. Ein Mensch, der fähig ist, Vergleichungen

zwischen Sprachen anzustellen, weiß das Gegentheil. Er weiß, daß die deutsche Sprache mehr eigenthümliche Wörter als jede andere hat, er weiß, wie sie sich unter den Händen eines geschickten Schriftstellers schmiege. Bei ihm also wird dieser Vorwand nie gelten. Er wird vielmehr so zu sich sprechen: O, sie schämen sich zu gestehen, daß sie ihre Landessprache zu wenig kennen, um sie zur Sprache des Umganges zu machen, und sie bemänteln ihre schwache Kenntniß durch die Verachtung. — Aber wer ist dreist genug, es ihnen zu sagen?“

Wenige Wochen später, im 25. Stücke des ersten Quartales, behandelt Sonnenfels zum erstenmale das Theater. Gleich aus den ersten Zeilen, welche Sonnenfels dem Gegenstande widmet, leuchtet sein Entschluß hervor, der Hydra der Geschmacklosigkeit mit aller möglichen Energie an den Leib zu rücken. „Sie wissen,“ schreibt er nach einem kräftigen Excurse über die Nothwendigkeit einer guten Bühne, „wenn wir uns gleich Andern in einem solchen Stücke befanden und dann abgingen, so wandelte uns immer eine Beschämung an, daß wir solch’ albernes Zeug als einen Zeitvertreib mit ansehen konnten. Sollten erwachsene Leute sich um eine Kinderfrau herum versammeln, um ihre zur Einschläferung der Kinder ersonnenen Erzählungen vom daumenlangen Männchen mit dem spannenlangen Barte mit offenem Munde anzuhören, und ein Fremder träte herbei und erführe, was uns da zusammengebracht hat — hui, würde er denken, eine Nation bärtiger Kinder. Und was kann der Fremde denken, wenn er von ungefähr in unsere Schaubühne eintritt und uns drei, vier Stunden hinbringen sieht, eine Geschichte, die jene nur erzählt, in der Handlung vorstellen zu sehen. Ich gestehe es Ihnen; ich liebe die Ehre der Nation, und mir bricht über diese Vorstellung oft der Schweiß aus, da ich überdenke, welch’ eine Menge Fremde unter uns sind, die uns täglich bei ihren Landsleuten über unsere Ergötzlichkeiten verschreien werden.“

Offenbar hat Sonnenfels mit dieser Bemerkung manche der dem Theater näherstehenden Kreise verletzt und in Folge dessen vielfache läppische Erwiderungen hören müssen, denn im nächsten Blatte seiner Zeitschrift fingirt er folgenden Brief an sich selbst:

„Sie sind doch ein entsetzlicher Grübler, ein recht unchristlicher Mann, nicht einmal die Teufel können Sie in Ruhe lassen. Warum

wollen Sie diese lustigen Vögel von unserer Bühne verbannen? Gewiß, Sie werden den Zusehern manchen Spaß und den Komödienschreibern eine große Erleichterung ihrer Arbeit rauben. Wie schön lassen sich die Aufzüge nicht durch die Teufel schließen, wenn sie die handelnden Personen vom Theater wegprügeln. Wie natürlich läßt sich durch die Zauberei eine Verwirrung anspinnen, der Knoten schürzen und endlich zum Erstaunen auflösen. Das haben Sie nicht bedacht, als Sie Ihr fünfundzwanzigstes Heft schrieben. Doch Dank sei dem Apollo, daß man sich nicht nach Ihrer Phantasie richten, sondern es bei der wohlhergebrachten Gewohnheit lassen wird. Wir hoffen . . . . . daß das Theater mit einem Hexenstücke werde eröffnet werden. Möchte doch die Wahl auf „die Megära“ fallen! Die Ehre der wienerischen Bühne, das Ansehen bei den Ausländern, kurz die Sittlichkeit hängt davon ab. Zwar es ist wahr, man sollte von Rechtswegen anfangs mit so kostbaren Stücken nicht verschwenderisch sein: die Wiener werden sich bei der ersten Vorstellung gleichwohl haufenweise einfinden, und in dieser Zuversicht könnte man das erstemal ohne Bedenken etwas Schlechtes, z. B. ein gutes Trauerspiel geben, denn — wir sind nun einmal so.“

Der „Mann ohne Vorurtheil“ schweigt nun ein ganzes Vierteljahr über das Theater. Erst in der Nummer 8 des dritten Quartales nimmt er sein Thema mit dem nachstehen „Briefe aus dem Publicum“ wieder auf:

„Das gesittete Publicum ist Ihnen für den Dienst, den Sie ihm geleistet haben, verpflichtet. Ihre freie Stimme war für Diejenigen, die es auf sich genommen haben, unsere dem Vergnügen gewidmeten Stunden auszufüllen, eine wohlangebrachte Warnung, und man hofft, daß sie sich dieselbe zunutz machen werden. Man sieht es: Sie sind der Mann, der sich durch die kleinen Katzbalgereien nicht irre machen läßt. Ein guter Fechter wird durch Luftstreiche nicht aus der Fassung gebracht. Erwarten Sie mit uns, daß der würdige Mann (wie er nun einmal genannt sein will) seinen Vortheil wahrzunehmen weiß, und wenn er unser Geld haben will, uns auch dafür Schauspiele aufführt, wie wir sie haben wollen. Wir sind so ungerecht nicht zu fordern, daß er seine Umstände aus den Augen lassen soll. Wir kennen die Zuschauer, die er zu befriedigen hat: es sind zwo Parteien, die Partei des grünen

Hutes und unser kleiner Haufen. Zwar lassen Sie sich nicht irre führen: der Haufen ist noch sehr klein, der an einer rührenden Stellung (situation) eines Stückes, an der Vorstellung einer edelmüthigen Handlung in der That ein größeres Vergnügen findet als an einer Fratze. Aber Viele sind wenigstens so eingetrieben, daß sie sich schämen, es öffentlich zu gestehen und — das ist schon etwas. Nun muß man nur so auf seiner Hut sein und wie ein Feldherr, dessen Heer großentheils aus verdächtigen Ueberläufern besteht, es zu keinem Treffen kommen lassen, damit sie nicht ausreißen können; zum Manövriren kann man sie gleichwohl mit gebrauchen. Unter diese zwei Parteien, deren Geld nach gleichem Münzfuße geprägt ist, wird er also zweifelohne seine Aufmerksamkeit theilen. Spaß und feiner Scherz werden wechselsweise die Bühne einnehmen. Heute wird das Parterre über den guten alten Hansen aus vollem Halse lachen, und wir werden mitlachen; morgen wird die Reihe an uns sein zu empfinden, gerührt zu werden und auch zu lächeln . . . und da bei einer solchen Eintheilung die Mannigfaltigkeit selbst zu dem Vergnügen etwas beiträgt, so wird die Casse nicht dabei zu kurz kommen: aber auch unser Geschmack von den häufigen Fremden nicht auf die Schandsäule gesetzt werden."

Auch im zweiten Jahrgange läßt der „Mann ohne Vorurtheil" das Theater geraume Zeit beiseite. Erst im dritten Quartale zieht er dasselbe wieder in den Gesichtskreis seiner Betrachtungen, und es scheint, daß es dazu erst einer äußeren Anregung bedurft habe. Diese mag Sonnenfels in einer ehrenvollen Erwähnung gefunden haben, welche ihm von Seite der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" zutheil wurde. Die genannte Zeitschrift, welche sich in der deutschen Gelehrtenwelt eines besonderen Ansehens erfreute, hatte geschrieben: „Wie der Zuschauer sich in London über die Opernbühne lustig machte, so wagt er es auch (der „Mann ohne Vorurtheil"), die dortige Schaubühne anzugreifen, und wir glauben, daß er recht darinnen thut. Wer sich einmal zu einem Richter der Sitten aufwirft, muß am ersten sein Augenmerk auf die öffentlichen Vergnügungen einer Nation richten. Der große Einfluß, den die Schauspiele auf die Sitten eines Volkes haben, ist nur zu bekannt, als daß man Denjenigen tadeln kann, der sie zu einer Schule des guten Geschmacks und edler Sitten

machen, und von dem alten Wuste der unanständigsten Vorstellungen reinigen will."

Von praktischem Erfolge waren die Bemühungen Sonnenfels' indessen bisher nicht gewesen, denn in derselben Nummer, in welcher er das oben mitgetheilte Lob der „Neuen Bibliothek" zur Kenntniß nimmt, sucht er den Nutzen darzuthun, welchen eine uneigennützige Kritik für Bühne und Schriftsteller leisten kann, und hebt bei dieser Gelegenheit nochmals die Lauterkeit seiner Absichten zuvörderst den Bühnenschriftstellern gegenüber hervor. Er schreibt, oder vielmehr er läßt durch einen Dritten an sich, als den Herausgeber des „Mann ohne Vorurtheil", schreiben:

„Ein Theatralkunstrichter kann die Theatraldichter, zweitens die Schauspieler zum Gegenstande wählen. Für die Theatraldichter darf ich Ihnen Bürge werden, daß ihnen Ihre Kritiken nicht gleichgiltig sind; aber Sie müssen diesen Namen nicht gegen jeden Verfertiger eines Possenspieles verschwenden, worinnen weder Zusammenhang noch Witz herrscht . . . Diese werden freilich vor Ihrer Kritik nicht erbeben, weil ihnen hauptsächlich um die zwölf Gulden Macherlohn zu thun ist." (Gegenwärtig ist dieser „Macherlohn" etwas höher.) „Aber wird ein Genie, in dessen Brust die Funken der Ehrbegierde sprühen . . . seinem Stücke nicht die Anlage geben, die den Lobspruch des Schriftstellers verdient, der seit einiger Zeit die Unterhaltung einer ganzen Hauptstadt ist, eines Schriftstellers, der mit Scharfsichtigkeit die Fehler wahrnimmt und vielleicht mit zu großer Strenge ahndet? Und wird die Heerde der Geschwindschreiber nicht behutsamer werden, wenn sie sich erinnert, daß ein Mann vor der Schaubühne steht, den ein Flitter nicht blendet, der einen Einfall nicht bewundert, den ein Spaß nicht lächeln macht, ein Mann, der das Herz hatte, seine Unzufriedenheit einem ganzen Publicum nicht zu verhehlen, als es eine schmutzige Zweideutigkeit mit Händeklatschen belohnte, die es mit aller möglichen Verachtung bestrafen sollte?"

Daß man damals von Seiten des Publicums noch keine Kunstanforderungen zu stellen gewohnt war, beweist eine andere Stelle desselben Briefes, an welcher es heißt, man besuche die Schauspiele wie einen anderen öffentlichen Gesellschaftsort, um seine Bekannten, seine

Geliebte da zu finden, man komme dahin um zu sprechen, nicht um zu hören.

In der Nummer vom 22. September 1766 reproducirt der „Mann ohne Vorurtheil" ein ihm aus Deutschland zugegangenes Schreiben, welches ebenfalls auf die damaligen Bühnenzustände interessante Streiflichter wirft. Es heißt in demselben: „Bei dem Adel muß der Anfang (zur Reform der Schaubühne) gemacht werden. Welchen Vorzug hat Ihr Wien vor allen übrigen Städten Deutschlands an diesem wohlhabenden, einsichtsvollen, großmüthigen Adel." Wie Sonnenfels für seine Person von dem Adel urtheilte, geht aus einer schon früher mitgetheilten Stelle hervor.

„Die sächsischen und brandenburgischen Schauspielergesellschaften, bestünden sie gleich aus lauter Eckhofs[1]) und Schönemanns[2]), auf welche Zuschauer können sie Staat machen? Auf wenige Officiere; denn hier haben sie den Vortheil der Abonnirung nicht . . . dann auf einige Kaufleute, deren tägliche Beschäftigungen sie an eine gewisse Sparsamkeit gewöhnt hat, welche für die Schaubühne nicht sehr ermunternd ist. Setzen Sie noch, wenn in größeren Städten gespielt wird, einige wenige königliche Beamte, und die Zahl ist voll. In Wien hingegen ist beständig das Auditorium zahlreich, die Logen, die Galerie, das Parterre voll, das Einlaßgeld stark, folglich die Einnahme immer ansehnlich. Erwägen Sie alle die Vortheile, die daraus für das Theater entspringen."

Als solche Vortheile führt der Verfasser vor Allem die Möglichkeit der besseren Ausstattung der Stücke und besseren Besoldung der Schauspieler an und fährt dann fort: „Ich habe mich immer gewundert, wie es möglich ist, daß die Wiener Schaubühne nicht sowohl große Schauspieler bilden, als auch den übrigen Provinzen Deutschlands die bereits in Ruf und Ansehen stehenden entreißen soll. Es muß sonst irgend

---

[1]) Eckhof, 1720—1778, war damals Mitglied der Hamburger Bühne, welche unter Ackermann's Leitung stand.

[2]) Schönemann, 1704—1782, hatte damals seine Carrière als Schauspieler und Director bereits aufgegeben, war dem Trunke anheimgefallen und lebte als Rüstmeister von der Gnade des Prinzen Ludwig von Mecklenburg. Seine Verdienste um die Hebung der deutschen Bühne sind unleugbar groß.

etwas im Wege stehen, das mir unbekannt ist, das vielleicht fähige Leute abschreckt, dahin zu kommen oder die Schaubühne zu betreten.

Wenn es von Seite der Bezahlung nicht ist — denn ich habe mir sagen lassen, die Bezahlung sei im Verhältnisse mit unseren Ländern ansehnlich, ob sie gleich im Verhältnisse der ehemaligen französischen Schauspieler noch unbeträchtlich sein soll — wenn also das Hinderniß nicht von Seite der Bezahlung ist, so mag es etwa von Seite der Achtung sein, mit welcher den Schauspielern daselbst begegnet wird. Wenn die Schauspielkunst als ein verächtliches Gewerbe, als eine Beschäftigung unwürdiger Leute angesehen wird, wenn den Schauspielern wie gemeinen Miethlingen begegnet wird, die man wie Gaukler bezahlt, um uns Kurzweil zu machen, wenn man sie in keine ansehnliche Gesellschaft aufnimmt und sich durch den Umgang mit einem Gliede der Schauspielergesellschaft zu verunehren glaubt, so ist es kein Wunder, wenn jedes Genie, das seine Gabe für die Schaubühne fühlt, dieselbe unterdrückt, daß jeder Vater den Sohn eher in's Zuchthaus sperren als ihn einen Schauspieler werden läßt, daß jede Mutter ihre Tochter verleugnet, sobald sie eine Schauspielerin geworden."

Thatsächlich standen die Wiener Bühnenmitglieder damals gesellschaftlich noch in der größten Mißachtung, während in Deutschland schon eine freiere Auffassung platzgegriffen hatte und jene Schauspieler, welche die gesellschaftliche Achtung verdienten, dieselbe auch in vollem Maße genossen.

Ein sprechender Beweis dafür ist der Prospect über die für Ostern des Jahres 1767 angekündigte Eröffnung der Hamburger Bühne unter Lessing's [1]) Leitung. Sonnenfels' „Mann ohne Vorurtheil" erwies sich als vortrefflich bedient und brachte diesen Prospect schon im November des Jahres 1766, bevor er in Hamburg ausgegeben wurde, zur Kenntniß seiner Wiener Leser. Er enthält sich, längere Betrachtungen an die Mittheilung zu knüpfen und schickt dem Wortlaute des Prospectes nur zwei kurze, sehr resignirt klingende Bemerkungen voraus: Er sagt: „Es entfernt mich nicht von meinem Stoffe, wenn ich die

[1]) Lessing traf im December 1766 in Hamburg ein, um seinen neuen Wirkungskreis zu übersehen, ging jedoch bis zum März 1767 wieder nach Berlin zurück, und erst zu dieser Zeit übersiedelte er nach Hamburg.

selbst in Hamburg noch unbekannte Nachricht von der auf Ostern 1767 vorzunehmenden Veränderung des Hamburger Theaters hier einrücke, um meine Landsleute zu überzeugen, daß meine Grundsätze über die Schaubühne diejenigen aller wahren Kenner und patriotischen Deutschen sind. Wie sehr beneide ich Hamburg um eine Ehre, die sich Wien erwerben konnte! Und was müssen Diejenigen bei dieser Nachricht empfinden, die das für unsere Schaubühne thun konnten, was für Hamburg Privatbürger zu thun groß genug sind!"

Die Energie, mit welcher Sonnenfels gegen die Unanständigkeiten auf der Bühne in seinem „Mann ohne Vorurtheil" zu Felde zog, veranlaßte die Schauspieler sowohl wie die damals modernen Theaterdichter Heufeld[1]) und Klemm zu Repressalien. Von Heufeld gelangten in diesem Jahre drei Stücke zur Aufführung, und zwar: „Die Haushaltung nach der Mode", „Der Liebhaber nach der Mode" und „Der Geburtstag". Das zuletzt genannte Stück wurde von Sonnenfels sehr scharf besprochen, so daß Heufeld in ästhetischen Zorn gerieth und die Sonnenfels'sche Kritik des Geburtstages zu einer dramatischen Travestie verarbeitete, welche auch thatsächlich zur Aufführung gelangte.

Wie sehr übrigens Sonnenfels berechtigt war, die Mängel und Fehler des „Geburtstages" aufzudecken, zeigt ein Blick auf die Heufeld'sche Arbeit. Das Stück ist lediglich eine geistlose Aneinanderreihung von Scenen, welche sich anläßlich eines Geburtstages in einer kleinen Bürgerfamilie abspielen. Es beginnt mit den eingelernten Gratulationsversen der Kinder, bringt dann die Nachbarn als Gratulanten auf die Scene und endet mit einem Abendessen und einer Spielpartie. Eine angenehme Unterbrechung desselben ist ein kurzes Theater im Theater, ein Liebesidyll, das von den Kindern des Hauses als Geburtstagsfestspiel aufgeführt wird. Der Dialog des Stückes ist roh und trivial, an manchen Stellen unanständig, so daß die Kritik Sonnenfels' in allen Stücken als gerechtfertigt erscheint.

In der dramatisirten Kritik des „Geburtstages" treten einzelne Personen, dem Bürgerstande angehörig, auf, welche sich in einer Suite

---

[1]) Heufeld hatte vorher zu Sonnenfels in guten Beziehungen gestanden und soll Verfasser einiger Artikel im „Mann ohne Vorurtheil" sein — eine Angabe, die des Beweises bedarf.

von etwa zehn Scenen über die Sonnenfels'sche Recension lustig machen. Der Kritiker wird in der Rolle des Gelehrten Jungwitz (wie witzig!) eingeführt und genöthigt, seine eigenen Worte vorzulesen. Die Zuhörer machen darüber Glossen und schlafen zuweilen ein, um die Langweiligkeit der Sonnenfels'schen Recension anzudeuten. Endlich trennen sie sich mit dem Versprechen, Sonnenfels und alle sonstigen eingebildeten Kritiker auf der Schaubühne lächerlich zu machen.

Selbstverständlich ließ Sonnenfels diese Verspottung über sich ergehen, ohne sie in irgend einer Form durch Ausfälle zu erwidern. Seine dramaturgischen Bemerkungen blieben wie vorher sachlich und den guten Zweck nicht aus dem Auge verlierend. Auf diese Weise fand sich denn doch eine kleine Gemeinde Gläubiger um Sonnenfels zusammen, welche sich rasch vergrößerte. Im Lager der Anhänger des Hanswurst und der extemporirten Stücke blieb diese Thatsache nicht unbemerkt, und da man die Gefahr immer größer werden sah, entschloß man sich zu einem Schritte der Abwehr, welcher jedoch der eigenen Sache am gefährlichsten wurde. Man schritt zur Parodie, und Klemm mußte einige Monate später (1767) den auf „den Parnaß versetzten grünen Hut" verfassen.

Durch die Gefälligkeit der k. k. Hofbibliothek, der ich überdies auch anderes Quellenmaterial verdanke, bin ich in die Lage gesetzt, dem Leser einen ausführlichen Inhalt des merkwürdigen Stückes mitzutheilen. Es sollte Sonnenfels vernichten; man glaubte ihn dadurch so lächerlich machen zu können, daß es ihm fortan unmöglich sein werde, seine maßgebende Rolle als Kritiker fortzusetzen und — erreichte so ziemlich das gerade Gegentheil.

Doch betrachten wir uns das Stück selbst. Es umfaßt die nachstehenden handelnd auftretenden Personen: Apollo (Leander), Thalia (Isabelle), Mercur (Clitander), Kritik (Clarisse), Momus[1]) (Cleon), Prehauser (Hanswurst) und Odoardo (Lysimon).

In der ersten Scene, welche auf dem Olymp spielt, verklagt Thalia ihre Schwester Kritik bei Apollo, daß sie eine Verschwörung

[1]) In der altgriechischen Mythologie ein vaterloser Sohn der Nacht, welchem die Eigenschaft zugeschrieben wurde, über Alles die Lauge seines beißenden Spottes auszugießen.

angezettelt habe, um Munterkeit und Scherz von der Bühne zu verbannen. „Richte sie streng,“ ruft sie dem Musageten zu, „sie wird endlich noch Kabale wider Dich selbst machen, Dich vom Parnaß herabstürzen und mit Momus, ihrem verhaßten Liebhaber, Deine Stelle einnehmen wollen.“

Während die Beiden noch verhandeln, erscheint unvermuthet die Kritik selbst. Sie nimmt sogleich an der Unterredung Theil und sagt Thalia und Apollo Dinge, welche auf ein Haar wie Grobheiten klingen. Apollo wirft sich nun in die Brust und hält ihr eine lange Standrede über das, was sich schickt und nicht schickt. Dabei fallen die ersten Anzüglichkeiten gegen die Kritiker, welche „der wahre Witz geflohen hat“, welche „dunkel in ihren Reden, gekünstelt in ihrem Style, affectirt in ihren Wendungen“ sind und „uns mit einem leeren Wortgepränge erdrücken“. „Bedenke doch nur, liebe Kritik,“ sagt Apollo unter Anderm, „wie tief Du herabgesunken bist, da Deine Schüler anstatt Federn Schlangen führen, und da sie doch nur das Echo der Zuschauer sein sollten, welche eigentlich entscheiden.“ (Ein auch heute noch bei den Schauspielern viel und oft beliebtes Argument.)

Das Erscheinen Mercur's unterbricht die Auseinandersetzungen Apollo's. Auch Mercur weiß, daß eine Verschwörung gegen den grünen Hut und den Rock des Hanswurstes angezettelt ist, daß sie von dem Theater verbannt werden sollen.

Apollo will es noch immer nicht recht glauben und frägt, ob das aller Leute Urtheil sei. Mercur meint, man warte auf Apollo's Entscheidung, bis man sich von dieser Seite aussprechen wolle, und darauf hin beschließt Apollo mit Thalia und Mercur unter die Sterblichen zu gehen und Hanswurst spielen zu sehen. Seine Erfahrungen dabei sollen ihn bei seiner Entscheidung leiten. Auch Mademoiselle Kritik wird eingeladen, mit von der Partie zu sein.

Der zweite Act spielt auf der Erde; die Scene stellt einen Garten mit einem Lusthause vor. Mercur spaziert als Clitander mit Prehauser im Garten und fordert Letzteren, welcher eben eine Theaterkritik gelesen und darüber mehr harmlose als anzügliche Bemerkungen gemacht hat, auf, mit dem Eigenthümer dieser Villa Komödie zu spielen und die Darstellung des Hanswurst zu übernehmen. Prehauser sagt zu und verspricht auch, seinen Freund Odoardo zur Mitwirkung aufzufordern.

Er wehrt sich jedoch zum Scheine gegen den grünen Hut und muß erst von den Uebrigen gleichsam angespornt werden, die gebräuchlichen Hanswurstkleider anzulegen. Die Kritik ist unter dem Namen Clarisse ebenfalls erschienen und übernimmt die Rolle der Columbine. Sie will den Kampf mit dem Hanswurst heute gründlich und mit Einem Schlage ausfechten.

In der nächsten Scene wird von den Mitwirkenden die Exposition des aufzuführenden Schauspiels verabredet. Nach derselben hat Odoardo den alten Kaufmann Lysimon darzustellen, der Isabellen (repräsentirt durch Thalia) zur Tochter hat. Clarisse ist das Kammermädchen, Clitander (Mercur), Cleon (Momus) und Leander (Apollo) sind die Liebhaber Isabellens, und Prehauser-Hanswurst stellt Leander's Diener vor. Der alte Lysimon, ein alter, grillenhafter, kurzsichtiger Mann, will seine Tochter Demjenigen unter den Freiern geben, welcher seine (Lysimon's) kleinen Schwachheiten erräth. Leander soll nun durch seinen Diener, welcher sich dem Alten in verschiedenen Gestalten zeigen muß, die Hand Isabellens erringen. In diesem Sinne geht denn auch die Handlung vor sich.

In der gedruckten Ausgabe des Stückes (Deutsche Schaubühne. Wienn, bey Joh. Paul Krauß, 1765, 11. Band) ist der Dialog vollkommen ausgearbeitet; er mag aber wohl bei der Aufführung im Munde Prehauser's stellenweise anders gelautet haben. Von Bedeutung sind für uns mehrere Scenen des Hanswurst mit Clarisse, in denen Ersterer den grünen Hut förmlich mit sentimentaler Wehmuth vertheidigt. Er sagt zum Beispiel: „In dieser Figur (des Hanswurstes) kann ich allen Verdruß vermeiden, dem ich, wenn ich die ordentliche Livrée trüge, alle Augenblicke ausgesetzt sein würde. Ein alter Lakai, wenn er herzig, wenn er spaßig sein will, hat gleich den Prügel auf dem Buckel; aber diese Figur mit meiner scheinbaren Dummheit, die ich oft annehme, rettet mich vor den Schlägen und setzt mich in den Stand, den Thoren recht treuherzig sagen zu können, daß sie Thoren sind, ohne daß sie darüber böse werden; sie lachen recht herzlich dazu."

Die entscheidende Stelle aber ist ein Dialog zwischen Lysimon, Cleon und Hanswurst, in welcher sich der Letztere als Gelehrter, und zwar in der getreuen Maske Sonnenfels', introducirt.

Ich citire dieſen Dialog wörtlich:

Hanswurſt:

Wo iſt der Herr Lyſimon?

Lyſimon:

Hier bin ich, mit wem —

Hanswurſt:

Das müſſen Sie gleich aus meiner Ausſprache hören, daß ich ein Gelehrter bin.

Cleon:

Den will ich erwiſchen.

Lyſimon:

Der Sohn von dem Herrn, der itzo —

Hanswurſt:

Ja, er hat die Ehre, daß ich ſein Sohn bin.

Cleon:

Was ſind Sie denn für ein Gelehrter?

Hanswurſt:

Worin Sie es haben wollen, ich habe Alles gelernt, und ob ich mich ſonſt gleich nicht gern loben möchte, ſo ſage ich Ihnen doch, daß ich mit allen den armen Teufeln Mitleiden habe, denn keiner verſteht was, als ich.

Cleon:

Ei, das bitte ich mir aus.

Hanswurſt:

Was können die armen Narren davor, daß kein ſo feuriges Genie in ihrem Kopfe ſchwärmt.

Lyſimon:

Nun, ſo ſagen Sie mir nur, worin eigentlich Ihre Stärke beſteht.

Hanswurſt:

In Allem. Aber ich ſehe ſchon, ich muß mich verſtändlich machen; Sie ſind ein Kaufmann, Sie können nichts dafür, daß Sie ein Ignorant ſind. Erſtlich bin ich ein Kunſtrichter.

Cleon:

Ha, der mag mir auch der rechte Kriticus sein!

Hanswurst:

Was, was? Es mag erscheinen, was will, so packe ich es an, denn es kann unmöglich gut sein, weil ich es nicht gemacht habe.

Cleon:

Und wie greifen Sie es denn an?

Hanswurst:

Ich sage dem Autor ohne Umstand, daß er ein schlechter Schriftsteller ist, weil er mich nicht zu Rathe gezogen hat.

Lysimon:

Und wenn er Sie zu Rathe zieht?

Hanswurst:

Da stelle ich ihm so viel daran aus, daß er es nicht mehr brauchen kann.

Cleon:

Gesetzt aber, es gefällt gleichwohl den Leuten, wenn es Ihnen auch nicht gezeigt worden ist?

Hanswurst:

Da mache ich sie aus.

Lysimon:

Das ist aber nicht höflich.

Hanswurst:

Dafür bin ich ein Kritikaster. Sie sollen ohne meine Erlaubniß nichts schön finden.

Lysimon.

Machen Sie sich aber bei den Leuten nicht verhaßt, wenn Sie etwas verachten, was ihnen gefallen hat?

Hanswurst:

Ei was! Wie gesagt, warum sind sie so dumm und finden etwas schön, das ich nicht dafür ausgebe? Ein Anderes ist, wenn etwas gefällt, das ich gesehen habe, da bin ich schon hernach so klug, daß ich mir es selbst zueigne.

Lysimon:

Aber, mein Herr, dumme Leute loben nach Empfindung.

Hanswurst:

Und wir anderen Gelehrten, wir Klugen, nach Absichten.

Cleon:

Nu, er gefällt mir gleichwohl so übel nicht; er ist dreist und schwatzhaft.

Hanswurst:

Denken Sie, ich habe es doch schon so weit gebracht, daß der grüne Hut nicht mehr so gefällt.

Cleon:

Wer ist der grüne Hut?

Hanswurst:

Das ist eine Person auf dem Theater, die deswegen eine sonderbare, einfältige Kleidung gewählt hat, weil sie in der Tracht Wahrheiten sagen kann, die man einem Lakai in der Livrée niemals verzeihen würde.

Lysimon:

Ist denn das nicht lustig?

Hanswurst:

Nein, es ist wider den guten Geschmack.

Lysimon:

Was ist denn der gute Geschmack?

Hanswurst:

Was ich davor ausgebe. Nichts Lustiges, aber lange moralische Abhandlungen, wobei man sich ruhig ausschreiben kann, ohne daß man sich weiter weh zu thun braucht, und wodurch man recht mit Bequemlichkeit die Leute einschläfert.

Lysimon:

Ich verstehe Sie nicht.

Hanswurst:

Das glaube ich; Sie haben halt mit lauter Procenten zu thun gehabt.

Cleon:

Also sind Sie vermuthlich schon lange ein Schriftsteller? Ich kenne Sie nicht.

Hanswurst:

Was, Sie kennen mich nicht? Das sollte mir ein Anderer sagen. Lesen Sie einmal die Zeitungen, gehen Sie in die Kaffeehäuser, fragen Sie einmal die Komödianten, denen ich das Leben so sauer mache. Der Teufel! Sie kennen mich nicht?

Lysimon:

Was sind Sie denn weiter?

Hanswurst:

Ein Poet, ein schöner Geist, ein —

Cleon:

Ein Poet? ein deutscher?

Hanswurst:

Nu, was denn sonst?

Cleon:

Ich habe noch in keinem einzigen deutschen Poeten eine gescheidte Zeile gefunden, nur in auswärtigen.

Hanswurst:

Was, in meinen Versen nicht?

Cleon:

Nein.

Hanswurst:

Wären Sie nicht so tief unter mir, so wollte ich Sie —

Cleon:

Was?

Hanswurst:

Sie sind ein Idiot.

Cleon:

Und Sie ein Ignorant.

Hanswurst:

(Zieht den Degen heraus.) Kommen Sie, wenn Sie ein Herz haben! (Läuft fort.)

Cleon:

Ja, auf den Degen — warte.“ (Läuft ihm nach.)

In einer weiteren Serie von Scenen producirt sich Prehauser noch als bramarbasirender Officier und Projectenmacher, und das Stück im Stücke endet mit der Heirat Isabellens und Leander's. Zum Schlusse erscheint der Parnaß wieder und Prehauser inmitten der Unsterblichen. Apollo-Leander überhäuft ihn für sein meisterhaftes Spiel mit Lobsprüchen, und nachdem Kritik-Clarisse für die begangenen Sünden de- und wehmüthig um Verzeihung gebeten hat, nimmt Leander Prehauser bei der Hand und ladet ihn zum Eintritt in den Parnaß ein. Prehauser weigert sich, mit dem grünen Hute einzutreten. Apollo zerstreut jedoch seine Bedenken, indem er ihn nochmals mit Lob überhäuft und zu ihm sagt:

„Mein Prehauser, das Entzücken durchdringt meine ganze Seele. Schon seit vierundvierzig Jahren vergnügen Sie einen Allerhöchsten Hof, einen höchsten Adel und ein erleuchtetes Publicum. Dies muß Ihnen der kräftigste Trost und Beruhigung sein. Geben Sie mir Ihre Hand, mein Freund, und fahren Sie fort, unser Reich zu erweitern und rechtschaffene Leute zu vergnügen.“

Prehauser antwortet: „Ja, das will ich auch thun; so lange mein grauer Kopf noch Gedanken sammeln kann, so lange dieser alte Körper noch aufrecht steht, so lange werde ich alle meine Kräfte anwenden, dem größten Hofe Europas und der besten Nation meine komischen Vorstellungen zu widmen.“

Mit diesen Worten schließt das Stück.

Wie man sieht, war es durchaus nicht geeignet, das Ansehen Sonnenfels' bei dem gebildeteren Theile der Gesellschaft zu schmälern, und was den großen Haufen anbelangt, so war derselbe, nachdem der Reiz der Neuheit geschwunden war, bald davon gelangweilt, denn für diese Sorte des Publicums entbehrt es ja doch der Zweideutigkeiten.

Während sich so das Verhältniß zwischen Sonnenfels und der Bühne in Wien in diesem Jahre immer mehr zuspitzte, spielte sich in Hamburg die Theatersaison ab, der wir Lessing's Dramaturgie verdanken. Die Bühne wurde zu Ostern 1767 eröffnet und bereits am 25. November desselben Jahres für immer geschlossen. Das Consortium von Bürgern, welches an der Spitze des Unternehmens stand, war in

sich uneins, und Lessing hatte gleich bei seinem Eintreffen in Hamburg geahnt, wie die Dinge kommen würden.

Daß er trotzdem seine in wöchentlichen Lieferungen erscheinende Dramaturgie im Vereine mit Bode auf eigene Rechnung herausgab, war ein kaufmännischer Fehler, wie Lessing deren noch andere beging.

Das erste Stück seiner Dramaturgie ist vom 1. Mai 1767, das letzte vom 19. April 1768 datirt. (Die letzten Bogen des Werkes sind übrigens nach Lessing's eigener Mittheilung um fast ein Jahr später geschrieben, als das Datum anzeigt.) Sonnenfels begann seine „Briefe über die wienerische Schaubühne“ im December 1767. Er dürfte mithin im Besitze des ersten Bandes (der zweite Band beginnt mit dem vom 3. November datirten dreiundfünfzigsten Stücke) der Dramaturgie Lessing's gewesen sein, und es ist immerhin anzunehmen, daß Lessing's Beispiel die Veranlassung zu den wienerischen Theaterbriefen wurde.

Daß wir es indessen mit keiner Nachahmung zu thun haben, wie ein berühmter Literarhistoriker meint, zeigt ein flüchtiger Blick auf den Inhalt beider Werke, das beweist auch der Umstand, daß sie zu gleicher Zeit vollendet wurden. (Der Brief Sonnenfels' an Klotz, in welchem er ihm das vollendete Werk übersendet, ist vom 25. Februar 1769 datirt. Einige Wochen später wurde auch die complete Dramaturgie Lessing's ausgegeben.)

In den letzten Monaten des Jahres 1767 erschien in Wien übrigens auch die „Wiener Dramaturgie“ von Klemm, im Ganzen 12 Stücke auf 96 Seiten in Klein-Octav, ein Machwerk gewöhnlichster Art, ohne jede Bedeutung für die damalige Literatur. Von einer Abbitte an Sonnenfels wegen „des grünen Hutes“, wie hier und da behauptet wird, konnte ich nichts darin entdecken.

Ich gehe nun an die Würdigung der Sonnenfels'schen Dramaturgie — denn eine solche im vollsten Sinne des Wortes sind die „Briefe über die wienerische Schaubühne von einem Franzosen“.

Es stellen uns diese Briefe die Art vor, mit welcher Sonnenfels das wuchernde Gestrüppe der Geschmacklosigkeit nach etwa anderthalbjähriger mühevoller Arbeit fällte. Daß er sie anfangs durch den Schild eines reisenden Franzosen deckte, hatte seinen guten Grund. Sonnenfels spricht sich darüber im Jahre 1784, als die Briefe über die Schau-

bühne in seinen gesammelten Schriften (5. und 6. Theil) erschienen, in einer Vorrede zu denselben deutlich aus, indem er sagt:

„Man hatte den Verfasser dieser Briefe über die Wiener Schaubühne, da er über diesen Gegenstand in seinem eigenen Namen zu seinen Landsleuten sprach, den Possenreißern nach Wohlgefallen preisgegeben. Als Franzose — so lange man ihn dafür hielt — vergab man ihm beinahe Unverschämtheiten und nannte sie allerliebsten Muthwillen. Um gelesen, um in Gesellschaften gefeiert zu werden, muß man ein Fremder sein."

Der erste Brief erschien am Weihnachtsabende 1767 und enthielt eine scharfe Charakteristik des Adels und der Gelehrten, also jener Gesellschaftskreise, die Sonnenfels in erster Reihe für berufen erachtete, für die Reform des Theaters thätig zu sein. In den nächsten Briefen schon finden wir Sonnenfels inmitten seines Gegenstandes, und zwar begegnet er uns als Musikkritiker anläßlich der Aufführung von Gluck's „Alceste". Die geistvollen Ausführungen über den „Ausdruck der Musik" und den „Ausdruck des Spieles" sind Kritikern von Fach nicht genug zu empfehlen. Man hat es hier keineswegs mit Redensarten schöngeistiger Färbung zu thun, sondern mit ästhetischen Wahrheiten, welche auch heute noch Geltung haben.

Im zunächst folgenden Schreiben (vom 22. Januar 1768) nimmt Sonnenfels die deutsche Bühne wieder in Behandlung. Er schreibt:

„Als um den Anfang des itzigen Jahrhunderts Peter Cotta in Venedig den „Aristodemus" des Dottori auf die Schaubühne brachte, hatte er die Vorsichtigkeit, auf dem Anschlagzettel zu verkünden, daß in diesem Stücke Harlekin nicht erscheinen, daß der Inhalt dieses Trauerspieles sehr rührend und die Vorstellung den Zuschauern Thränen entreißen werde. — Aus den hierorts üblichen Anschlagzetteln [1]) zu

[1]) Der Theaterzettel vom 29. December 1767 lautete z. B.: „Heute Dienstages, den 29. December, wird auf dem kaiserlichen privilegirten Theater nächst dem Kärntnerthore aufgeführt werden: eine wohlintriguirte, überaus lustige und sehenswürdige Hauptbourlesque, betitelt: die größte Thorheit der Welt ist eine unbegründete Eifersucht zwischen vernünftigen Eheleuten, mit Hanswurst, einem lustigen Gastwirth, eifersüchtigen Ehemann, lächerlichen Procurator des Hausfriedens, neumodischen Frauenzimmer, kurieusen Hochzeitbitter und brutalen Tracteur."

urtheilen, ist der Zustand der deutschen Wiener Schaubühne ungefähr derselbe mit dem damaligen Zustande des italienischen Theaters."

Sonnenfels ergeht sich nun in weiteren satyrischen Bemerkungen über die Unfläthigkeiten auf der Bühne und fährt fort:

„Rede ich noch immer von diesem Wuste mit Ihnen, der Sie ohne Zweifel von fern anstinkt und den Abscheu zu rechtfertigen heißt, den die artigere Welt vor einem Schauspiele hat, welches nicht selten Anstand und Sitten, fast beständig die gesunde Vernunft empöret? Sie sollen künftig damit verschonet werden. Indessen weiß ich nicht zu entscheiden, liegt der Fluch der Vernunft schwerer auf Denjenigen, welche auf den Brettern gaukeln, oder auf Denjenigen, die von unten hinauf den Gauklern „Bravo!" zurufen; ich sehe nur, daß ein feindseliges Schicksal über der deutschen Schaubühne waltet und die Bezauberung noch immer fortdauert, aber vielleicht ist sie ihrem Ende nahe."

Im achten Schreiben vom 30. Januar desselben Jahres liest Sonnenfels den deutschen Kunstrichtern mit folgenden Worten den Text:

„Die Kunstrichter, die Kunstrichter! Die haben in Deutschland sich nie ernsthaft an die Schaubühne, wenigstens eine Localbühne, gewagt — nicht wagen dürfen, so unumschränkt, so tyrannisch sonst die Kritik über andere Geburten des Witzes ihre Herrschaft ausgeübt hat. Und ohne Kritik — vergebens hofft ohne sie sowohl der dramatische Schriftsteller als der Schauspieler untadelhaft zu werden . . . . Der deutsche Theatraldichter dankt für die wohlmeinende Anerkennung gemeiniglich mit einem Strome von Schimpfwörtern; der Schauspieler haucht seine Galle oft erst bei der Kanne, und dann stößt er auf der Bühne Grobheiten aus: crepat ignominiosa dicta; die Zuschauer klaschten in die Hände als über einen feinen Einfall, und der treuherzige Kunstrichter ist froh, wenn er, in seinen Mantel gehüllt, dem muthwilligen Pöbel unbemerkt entschleichen kann.

Wer einst eine umständliche Geschichte der deutschen Schaubühne zusammentrüge, dem könnte Wien manche anzügliche Anekdote aus diesem Fache mittheilen; ich habe mit Hilfe eines Freundes Urkunden hierzu gesammelt; sie könnten aus einer vollständigen Sammlung der deutschen Literatur eben so wenig wegbleiben, als die Insecten und Mißgeburten aus einem vollständigen Naturaliencabinet."

Im zehnten Schreiben vom 19. Februar äußert er sich über die italienischen Buffen im Allgemeinen, wie folgt:

„Die Dichter dieser Stücke scheinen nicht nach Scherzen zu jagen; sie laufen nach dem Buffo, nach Fratzen — nein! auch der Ausdruck ist zu gelinde — sie laufen nach der Narrheit und suchen ihre Lustigmacherei in dem Kämmerchen des Tollhauses auf — und oft an Orten, wo Schmutz und Doppelsinnigkeiten die Haussprache sein mögen. Und diese Stücke herrschen gleichwohl auf vielen Bühnen Deutschlands wie in Wien und verdrängen die Nationalstücke und entführen dem deutschen Schauspieler das Herz und den Beifall der Nation. Worinnen soll ich die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung finden? Auch wir erholen uns manchmal von den Thränen, die uns vor der ernsthaften Bühne in die Augen traten, bei einer opera comique — doch ich werde ungerecht, da ich Parallelen aufsuche, unser Theater de la foire, ja unsere Marionettenspiele sogar würden sich schämen, solch' verstandloses Zeug, als die Poesie der Buffen ist, aufzuführen."

Es scheint als ob das energische Auftreten des Wiener Professors, die geistvolle Manier seiner Kritiken, das mannhafte Einstehen für die Herbeiführung würdiger Bühnenzustände verhältnißmäßig bald von thatsächlichem Erfolge begleitet gewesen wären, von einem Erfolge freilich, der nur dem aufmerksamen Beobachtungstalente des feinfühlenden Kritikers nicht entgehen konnte, denn schon am 30. April 1768 schreibt er, daß der Geschmack für das Unedle und Niedere in Wien wenigstens in einem gewissen Verhältnisse abgenommen habe, daß eine Burlesque weniger besucht sei als ein Trauerspiel oder rührendes Lustspiel und daß die Späße weniger als die edlen Gesinnungen beklatscht werden. „Immer also," fügt er hinzu, „ein Schritt näher zur merkwürdigen Epoche der Geschmacksveränderung, welche eine aufklärende Kritik, das Beispiel und die Unterstützung des Perikles unserer Zeiten um Vieles herbeifördern können."

In einem Briefe vom 14. Mai 1768 kommt er bei der Abhandlung des gewohnten Themas über die unfläthigen Witze auf der Bühne auch auf die Engländer zu sprechen und gibt bei dieser Gelegenheit ein Urtheil über Shakespeare ab. Dasselbe ist interessant genug, um dem ganzen Inhalte nach abgedruckt zu werden. Er sagt: „Jeder Narr —

sagt Lorenzo bei Shakespeare zu einem solchen Witzschnapper — jeder Narr kann mit einem Worte spielen. Künftig, denke ich, wird die beste Art des Witzes darin bestehen, daß man schweigt, das Reden wird nur an den Papageien geschätzt werden. Gleichwohl läuft vielleicht Niemand so sehr nach dieser Art des unschicklichen Witzes als eben Shakespeare, dieses abenteuerliche Genie, welches sehr oft in einem und demselben Stücke die zwei äußersten Enden der Empfindungen ohne Mittelband vereinigt und den Leser mit Thränen in den Augen zum lauten Gelächter nöthigt. Shakespeare in allen seinen Schauspielen scheint sich die alte Komödie der Griechen hauptsächlich zum Muster hingestellt zu haben, er suchte die Empfindung des Trauerspieles mit dem Gelächter zu vereinbaren. Helden und Narren treten zugleich auf; seine lustigen Personen sind Spötter, risores, und beißend, didaces, sie könnten es nicht mehr sein; seine Helden sind oft Lustigmacher. Der Narr im Leben und Tode des Königs Lear sagt seinem Könige in dem beißendsten Tone sehr bittere Wahrheiten, und der greise König macht Späße. Shakespeare's Stücke sind also immer Ungeheuer, wo der Held, der nur itzt in Gold und Purpur erschien, mit pöbelhaften Reden der Schänke zuwandert, worin wider Wahrscheinlichkeit, Sitten und Anstand verstoßen wird, und die bei allen den Flammen des tragischen Genies mehr bewundert als nachgeahmt zu werden verdienen."

„Ueberseßer — wann werden einmal die Deutschen, auf fremden Ruhm eifersüchtig, mit feineren Stücken von ihrer eigenen Mache die Nationalbühne bereichern? Wann? Der Zeitpunkt ist vielleicht nicht eben zu bestimmen, aber die Frage läßt sich doch beantworten; dann, möchte ich sagen, wann der deutsche Schauspieldichter hoffen darf, daß er für Diejenigen schreibt: quibus placuisse maxima laus est; dann, wann man nicht mit dem Vorurtheile, seine Bemühungen zu verwerfen, sondern zu prüfen, ihn zu übertragen, wo er Anlage verräth, ihn zu ermuntern, vor die Schaubühne treten wird; wann das Schauspielschreiben nicht ein Gewerbe, sondern ein Beruf sein; wann der artige Mann, der Mann von der Welt vielleicht selbst die Feder ergreifen oder wenigstens dem Dichter seine Einsicht, seine Beurtheilung leihen; wann die Geschicklichkeit nicht das Zeichen der Verwerfung sein, wann

man die Vollkommenheit einer fremden Bühne dem Nationalschauspieler zur Nacheiferung, nicht zur Verzweiflung erheben wird."

Es folgen nunmehr in den nächsten Briefen Abhandlungen durchaus sachlicher Natur; interessante Excurse auf das Gebiet der französischen und englischen Literatur wechseln mit Besprechungen von Personalfragen und dramatischen Arbeiten.

Die Wiener Theaterbriefe gewannen inzwischen von Tag zu Tag größeren Einfluß, und die Bühnenleitung (damals Oberstlieutenant Graf Affligio) sah sich bemüßigt, gewisse Beziehungen zu dem einflußreichen Kritiker herzustellen. Schmid's „Chronologie des deutschen Theaters" behauptet sogar, daß Sonnenfels in diesem Jahre förmlich als Dramaturg installirt worden sei — eine entschieden zu weit gehende Behauptung. Sicher ist nur, daß man Sonnenfels in dramatischen Dingen als Autorität zu suchen und mit den extemporirten Stücken nach und nach aufzuräumen begann.

Die Bemühungen Heufeld's und Klemm's, welche in ihren Briefen über die österreichische Literatur denselben Zweck zu erreichen suchten, dem sie in ihren dramatischen Satyren vergebens nachgestrebt hatten, vermochten dem sich immer mehr kräftigenden Einflusse Sonnenfels' keinen Abbruch mehr zu thun.

Wie vorurtheilslos übrigens Sonnenfels vorging, dafür spricht sein Urtheil über Prehauser, denselben Prehauser, welcher in dem „auf den Parnaß versetzten grünen Hut" seine ganze vis comica zur Verspottung des Wiener Kritikers aufgeboten hatte.

Sonnenfels schreibt über ihn:

„Für die Väter aus dem Niedrigen, wo in aller Welt werden sie eine schicklichere Person finden können als Prehausern? Ich rufe das Publicum zum Zeugen auf, das ihn in verschiedenen Stücken mit Vergnügen die Rollen der Alten spielen sah. Dieser Schauspieler verkennt sich selbst und thut seiner Fähigkeit das größte Unrecht an, wenn er den Beifall, den er ganz für sich zu fordern berechtigt ist, mit seiner Jacke theilt. Er hat in dieser Maske den Vortheil der Mannigfaltigkeit nicht, die so sehr dazu dient, die Geschicklichkeit eines Schauspielers von verschiedenen Seiten zu entwickeln. Lassen Sie nichts unversucht, einen Mann, der Ihnen so brauchbar werden kann, der von

dem Publicum so gern gesehen ist, dahin anzuleiten, daß er seinem Gedächtnisse etwas mehr auflege! Denn dieses ist das Einzige, worauf es ankommt, um ihn in einigen studirten Stücken öfters anzuwenden, welche, so sehr die Anhänger der Burlesken es auch zu verhüllen suchen, unmerklich die extemporirten von der Stelle drängen, die man vielleicht jetzt nur um Prehauser's willen noch duldet."

In einem späteren Briefe, in welchem Sonnenfels die vorgeschriebenen gegen die extemporirten Stücke vertheidigt, sagt er:

„Prehausern, der so sehr die Schuld auf sein Gedächtniß wirft, warum er in regelmäßigen Stücken nicht spielen könne, diesem Manne, dessen Jahre eine solche Entschuldigung wirklich annehmlich machen, war es in Stücken, die er seines Schutzes würdigte, nicht zu beschwerlich, viele Bogen wörtlich mit der gewissenhaftesten Genauigkeit auswendig zu behalten."

In das Jahr 1768 (Frühjahr) fällt auch die Aufführung der „Minna von Barnhelm" in Wien. Es ist bekannt, daß Lessing's Lustspiel hier einen großartigen Erfolg davontrug und sehr oft zur Wiederholung gelangte. Wie nahm nun Sonnenfels, welchen man in neuester Zeit als Gegner, als Feind Lessing's hinzustellen beliebte, das Stück auf? Lassen wir ihn selbst sprechen. Er schreibt in dem vierzehnten Briefe vom 13. März 1768:

„Corsaires attaquant corsaires
Ne font pas leurs affaires

sagt Despreaux nach seinem Vorgänger Regnier. Vielleicht sollte ich es nachsprechen und die „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück" nur obenhin mit einem Lobspruche abfertigen, damit der Verfasser dieses Stückes, einer der vortrefflichsten deutschen Kunstrichter, wenn ihm einst meine Briefe zu Gesichte kommen, gegen mich gleiche Gefälligkeiten ausübe. Aber der Mann verdient ein wenig mehr als einen obenhinfahrenden Lobspruch. Die deutschen Theatraldichter möchten immer lieber seine „Minna" als unsere französischen Stücke studiren!

Lessing hat in der Geschichte der deutschen Literatur von mehr als einer Seite einen berühmten Namen — besonders aber hat er die Schaubühne mit feinen Kritiken und sechs schönen Lustspielen bereichert.

So einem Manne mag seine Freimüthigkeit in Beurtheilung Anderer gern hingehen, denn

Let such teach others, who themselves excel,
And censure freely, who have written well.”

Er analysirt nun den Inhalt des Stückes und kommt in seinem nächsten Briefe mit den nachstehenden Ausführungen auf die „Minna“ zurück:

„Rechtschaffen,“ schreibt er, „ist jede der handelnden Personen, ohne daß jedoch daraus eine langweilige Einförmigkeit ihrer Handlungen entspringt. Aber so etwas ist nur Genies erlaubt. Der Troß von deutschen Komödienschreibern weiß den Gang seiner Stücke nicht lebhaft und seine Zuschauer nicht wach zu erhalten, wenn er nicht dem Rechtschaffenen einen Schurken, der Kokette eine Spröde . . . entgegenstellt. Gemächlicher ist es freilich auf eine solche Art, und ihre Köpfe kommen über den Anstrengungen wenigstens nicht zu Schaden, aber es ist auch abgenützt, ein Alltagsgriff und ruhmlos. Lessing hat die Abstechung seiner Personen aus den Verflössungen ihrer Charaktere herauszuholen gewagt. Der Contrast liegt in der Art, wie die Redlichkeit bei Jedem ausbricht, und diese Art wird durch die, wenn ich so sagen darf, charakteristischen Nebenfehler bestimmet, welche der Verfasser Jedem nicht nur beigelassen, sondern stark in's Spiel gebracht und dadurch die Mannigfaltigkeit, den unentbehrlichen Contrapost bewirket hat.“

Es folgt nun eine Charakteristik der einzelnen Figuren, dann fährt der Kritiker fort:

„Aus diesen Personen, deren Charaktere sämmtlich mit Wahl und Geschicklichkeit beschäftiget und bearbeitet sind, ist dieses Originalstück zusammengesetzt, worinnen ein Ueberfluß der kleinen einzelnen starken Züge herrschet, die das Gespräch unterhaltend und lehrreich machen. — Die Satyre, welche darin angebracht ist, verfehlt ihres Endzweckes desto weniger, je weniger sie Satyre zu sein scheint und gemeiniglich aus dem Munde derjenigen Personen kommt, denen man es am wenigsten zutrauet, daß sie satyrisiren können. —

Also ganz und gar keine Erinnerung gegen dieses Stück? Einige Kleinigkeiten, mein Freund. Vielleicht aber scheinen auch diese Kleinigkeiten

nur meinem Auge Flecken. Lessing hat eine so magere Geschichte zu seinem Vorwurfe gewählt, daß er Lessing sein mußte, um darin den Stoff zu fünf Aufzügen aufzufinden. Das Handschreiben des Königs hat gar keine Aehnlichkeit mit dem Befehle des Königs im „Tartuffe", die Jemand darinnen finden wollte; es macht nicht wie dort die Entwicklung des Stückes, ohne alle Anlage und Zubereitung ein Schwert, das, wie auf den Sinnbildern, aus einer Wolke kommt und den Knoten zerhaut. — So würde freilich ein dramatischer Werkgeselle zugefahren sein; er würde den Knoten darin haben bestehen lassen, daß der unglückliche Major das Mädchen nicht unglücklich machen will; nun käme das Schreiben, die Schwierigkeit wäre gehoben — nun wanderten sie gewiß freudig dem Feldcaplane zu. — Nicht so aber Lessing: er will vom Zuschauer nicht errathen sein; der Brief, den er gehörig vorbereitet hatte, macht einen Theil der Verwicklung mit aus, aber er wirft den Liebhaber wider unsere Erwartung aus dem Hafen wieder in die offene See.

Im Ernste, ich bin mit dem gezierten Wesen des sächsischen Fräuleins nicht zufrieden, eine kleine Sträubung noch, allenfalls zur Rache, allenfalls, wie sie selbst sagt, um sich den Anblick seines ganzen Herzens zu verschaffen, dafür würde ich dem Verfasser gedankt haben; aber die Sperrung geht zu weit und schwächt bei mir das Wohlwollen gegen Minna, der ich sonst von Herzen gut war. Wo will, denke ich bei mir, die Phantastin damit hinaus? Ich weiß ja doch, daß sie sich nur ziert und daß sie den Augenblick schwer erwartet, sich ihm an den Hals zu werfen. — Für den Zuschauer ist also der Knoten immer schon entzwei, er sieht an dem Mädchen nur noch eine kleine boshafte Creatur, wie so viele ihres Geschlechtes, der man es gern glaubet, daß ihr Gemahl ihr nie einen Streich spielen soll, ohne daß sie ihm nicht gleich wieder einen darauf spiele — und am Ende wünscht man dem Major so viel Herrschaft über sich selbst, daß er das neckische Wesen wieder nach Sachsen möchte ziehen lassen.

Die Nebenliebe Werner's und Franziska's, so sorgfältig sie der Verfasser nur an der Hauptbegebenheit hergeschmiedet hat, schwächet immer den Hauptantheil. Man hört nicht auf, den guten Leuten recht gut zu sein, und das Mädchen ist wirklich klüger als ihr Fräulein,

denn sie zieht sich bei dem ersten Auffahren ihres lieben Wachtmeisters zurück. Ricaut de Marliniere, einen beurlaubten Officier, dem der Verfasser alle Unbesonnenheiten, Großsprechereien und Taschenkünste unserer Cadedis beigelegt, der seine Sprache wie das Deutsche radebricht, haben die deutschen Schauspieler weggelassen, wie sie sagen, weil sie keinen unter sich haben, der das Französische mit der nothwendigen Fertigkeit spräche. — Man vermißt ihn bei der Aufführung nicht im geringsten. Eine Rolle, die nirgends in einem Stücke die geringste Lücke zurückläßt, ist gewiß eine müßige Rolle. Was mochte also wohl die Absicht des Verfassers gewesen sein, als er sie mit in sein Stück aufnahm? Vermuthlich die Risade? — Die Wiener Bühne hat Lessingen gegen sich selbst Recht verschafft; sein Stück braucht solcher angeflickter Schellen nicht, es hat eigenthümliche und wahrhaft scherzhafte Einfälle genug, die es aufheitern."

Sonnenfels rühmt außerdem die „glückliche Geschicklichkeit, die Unterredung ungezwungen herbeizuführen — die einsichtsvolle Vertheilung des Stoffes zwischen den unterredenden Personen — Natur im Ausdrucke, Adel der Gesinnungen, ohne spruchreich zu sein, ohne zu schwellen, und wieder Einfachheit ohne Niedrigkeit und durchaus eine gelenksame, man darf sagen, von ihm selbst geschaffene Sprache."

Mit Bedauern constatirt nun Sonnenfels, daß dem deutschen Publicum bisher eine anständige Theatersprache vollkommen gefehlt habe. „Aber," fragt er, „ist es möglich, daß es jemals dazu gelange, so lange an allen Höfen, in allen Hauptstädten, dem Sitze des sogenannten artigen Umganges, in allen Versammlungen durchaus französisch gesprochen wird?"

Er kommt nun auf die Franzosen zu sprechen, und weist auf die französischen Schauspieldichter hin, welche in der großen Gesellschaft zu leben gewohnt waren und nicht erst nöthig hatten, die Gesellschaftssprache zur Theatersprache von Grund aus auszubilden. In Deutschland habe sich bisher kaum Jemand um die Weiterbildung der Sprache bemüht und wenn es je geschehen sei, habe man mit dem größten Ungeschicke zugegriffen, wie z. B. Gottsched, über dessen Verdienste Sonnenfels wörtlich schreibt:

„Eine lateinische Magnificenz, Gottsched, verjährten Gedächtnisses[1]) der sich mit dictatorischem Pedantismus zum Verbesserer seiner Muttersprache aufwarf, trat auf, die Bühne im Vorbeigehen zu umformen — ein Mann, den es, da er nun zu seinen Vätern versammelt ist, der Himmel in seiner Gerechtigkeit nicht möge entgelten lassen, daß er einen Cato gemacht und Hallern getadelt hat. Seine andere Hälfte, die selbst unter der Hand eines solchen Mannes nicht ganz verdarb, leistete ihm darin Gesellschaft als ein getreues Eheweib, welches bei ihrem Gatten in Kreuz und Widerwärtigkeiten festhalten wollte. Dieses Paar, so an einem deutschen Hofe in den heißesten Sommertagen erschien — um eine kleine Probe von ihrem Weltgeschmacke zu geben — warb eine Zunft schaler Köpfe aus dem Hörsaale seiner Magnificenz an, und so sollte die deutsche Bühne von Leuten ihre Reinigung erwarten, die auf einen Namen stolz thaten, der in . . aner endigt.

Und diese merkwürdige Veränderung sollte von Leipzig her sich über ganz Deutschland verbreiten — von Leipzig, zwar einem ganz artigen Städtchen, aber nur einem Städtchen, wo der Umgang eben so klein und also wenig Stoff für die Nationalschaubühne vorhanden ist. Deutschland sah zwar bald ein, daß Gottsched nur ein Usurpator des kritischen Scepters war, aber es lebte in einer Anarchie, nachdem es ihn gestürzt hatte."

Mit dieser Anarchie war es nun freilich zur Stunde, da Sonnenfels diese Worte schrieb, nicht mehr so gefährlich, denn schon war Lessing's Dramaturgie fertig und damit das kritische Scepter in berufene Hände übergegangen. Diese Thatsache konnte freilich in dem Augenblicke, da sie sich eben erst als Thatsache darstellte, von Sonnenfels noch nicht in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt werden. Daß er indessen von Lessing eine außerordentlich hohe Meinung hatte, beweist der Schluß seiner „Minna"-Recension. Derselbe lautet:

„Lessing ist der Einzige, der wenigstens in einem weiteren Umkreise athmet, und seine Stücke zeigen den mächtigen Einfluß dieses Localvortheils hauptsächlich in dem Eigenthümlichen seiner Sprache. Es ist die feine Sprache des Weltmannes, der in den Wendungen und Uebergängen ungezwungen die Bindewörter fahren läßt, weil sie der Ton

[1]) Gottsched war 1766, also vor nicht ganz zwei Jahren, gestorben.

ersetzen kann; der seinen Ausdruck nicht ästhetisch zergliedert, sondern zufrieden, den Gedanken halb gesagt zu haben, die andere Hälfte fahren läßt aus Zuversicht, daß er mit Leuten spricht, die ihn errathen werden; der eine Politesse mit einem Worte und gleichsam nur auf seinem Wege mitnimmt, wodurch er den Firniß einer feinen Lebensart über seine Gespräche zieht und das Geprängmäßige, welches so eigentlich die Kleinstädterei verräth, vermeidet. Beispiel von Jedem? Ja, wenn nicht das ganze Stück ein Beispiel wäre!"

Soweit Sonnenfels über die „Minna von Barnhelm" und Lessing im Allgemeinen. Ich werde später Gelegenheit haben, auf die „Minna"-Recension zurückzukommen.

Für jetzt bescheide ich mich damit, die Entwicklung der Dinge in Wien zu schildern, was übrigens mit wenigen Worten geschehen ist. Der Tod Prehauser's (1769) war ein gewaltiger Schlag für die Partei der unregelmäßigen Stücke und half die Bestrebungen Sonnenfels' zu einem glücklichen Ende führen. Nahm doch sogar Heufeld jetzt eine andere Richtung, wozu vielleicht der Umstand beitrug, daß er als eine Art Aufsichtsrath der Theaterleitung, welche in diesem Jahre Freiherr v. Bender übernahm, beigezogen wurde.

Das Regiment Bender's war jedoch von kurzer Dauer. Durch vielfache Reisen an einer erfolgreichen Thätigkeit gehindert, legte Freiherr v. Bender schon nach wenigen Monaten seine Stellung nieder. Neuerdings trat Affligio an die Spitze der Theaterleitung, und noch einmal drohte die Gefahr einer Geschmacksverwilderung, denn Affligio begann neuerdings mit extemporirten Stücken zu arbeiten, da er um jeden Preis Geld verdienen wollte. Er benutzte dazu die sogenannte Badener Truppe unter Karl Meninger's Direction, welche die Erlaubniß zum Spielen nur für die Vorstadt hatte und nun durch Affligio an das Kärntnerthor-Theater geschmuggelt werden sollte.

Aber jetzt machten die Schauspieler selbst Front gegen Affligio, und Stephanie der Aeltere entwarf im Namen Aller eine Vorstellung an den Grafen v. Spork. Sonnenfels selbst verfaßte eine Relation an den Kaiser. Dieselbe findet sich abgedruckt in der Nummer 16 vom 19. April 1770 des „Wöchentlichen Intelligenzzettels" („Brünner Zeitung") und hat folgenden Wortlaut:

„Die wiederholten Vorstellungen, welche ich an das Publicum über die nothwendige Verbesserung des Nationalschauspiels gemacht, haben endlich bei einem großen Theile desselben die Wirkung hervorgebracht, daß man mit einer Art von Schamröthe in diejenigen Zeiten zurücksieht, wo in der ansehnlichsten Hauptstadt Deutschlands, im Sammelplatze des gewähltesten Adels, in dem Orte, wohin häufig Fremde nicht mehr durch ihre Geschäfte als durch den Wunsch gezogen werden, eine Fürstin zu sehen, welche die Liebe des Volkes und die Bewunderung Europas ist, daß man es da als ein Vergnügen ansah, den abgeschmacktesten Fratzen eines Possenreißers, den elendesten Tücken ohne Witz, ohne Zusammenhang, sehr oft ohne Menschenverstand, einige Stunden des Abends zu schenken und zu solchem Unsinn wohl gar mit seinem Beifalle zu ermuntern.

Die Ueberzeugung ist gleichwohl nicht so allgemein, daß die Zote und das Fratzenspiel nicht noch immer viele und mächtige Anhänger haben sollten, welche die Erschütterung ihrer Lunge der Bildung der Nation vorziehen und durch geheime Wege den nur erst keimenden guten Geschmack zu ersticken, alle Mühe daran wenden.

Die Ausländer würden staunen, wenn ihnen die Namen Derjenigen bekannt wären, welche, uneingedenk des Ranges, den sie bekleiden, gar nicht geheim sich an die Spitze der Possenreißerrotte stellen und durch ihren Namen, den sie zur Beförderung des Geschmackes herzuleihen sich nie erbitten ließen, die Partei der Unsittlichkeit ansehnlich und mächtig machen.

Das, was ich in dem so lange währenden Kampfe mit der Partei der Possenspieler ertragen habe, gibt mir ein Recht, und mein Lehramt, welches mit all' demjenigen zusammenhängt, was auf die Bildung und Denkungsart der Nation einen Einfluß haben kann, macht es mir gewissermaßen zur Pflicht, die Sache des gesitteten Schauspiels zu vertreten und gegenwärtige Vorstellung zu dem Fuße des Thrones niederzulegen. Jedermann wird bei einer nicht allzugroßen Anstrengung etwas Unzusammenhängendes darin finden müssen, daß der hohe Adel sich für das französische Schauspiel so viele Mühe gibt, indessen das Nationalschauspiel gleichsam nur als ein zufälliger Theil angesehen und sich selbst überlassen ist.

Von welcher Seite immer die Schaubühne betrachtet werde, so ist sehr leicht darzuthun, daß die Sorgfalt unter beide Theater zum wenigsten gleich getheilt sein sollte, wenn nicht vielmehr das Theater der Nation dieselbe vorzüglich auf sich ziehen muß. Die Gründe, welche für das französische Schauspiel angeführt werden, bestehen hauptsächlich darin:

1. Hof und Adel müßten ein Schauspiel haben, das ihrer würdig sei. 2. Die Fremden, deren Zusammenfluß sehr groß, müßten hier ein anständiges Schauspiel finden. 3. Die französische Bühne müsse als ein Muster, nach welchem sich die deutsche bilden soll, erhalten werden.

Der erste Grund enthält ein freiwilliges Geständniß; man findet die deutsche Schaubühne also beschaffen, daß sie den Hof und Adel zu unterhalten unwürdig sei. Enthält nun aber dieses Geständniß nicht zugleich den Vorwurf, daß man die deutsche Schaubühne bis hieher vernachlässigt, daß man es verabsäumt habe, sie der Gegenwart des Hofes und des gesitteten Theiles der Nation würdig zu machen? Enthält es nicht zugleich einen dringenden Grund, mit ihrer Verbesserung anzufangen? Hat man in Frankreich oder England sich eher angelegen sein lassen, das fremde Theater auf guten Fuß zu setzen, oder hat man vor allem Andern daran gedacht, das Nationaltheater zu verbessern?

Soll denn der deutsche Schauspieler ewig auf die Ehre Verzicht thun, seinem Fürsten und dem edleren Theile der Bürger ein Vergnügen zu verschaffen? Soll Deutschland ewig verurtheilt sein, ohne anständiges Schauspiel zu bleiben? Wien allein kann sich diesen Ruhm erwerben, alle Umstände sind hiezu vorzüglich günstig und da wir ohnehin an den übrigen Theilen der Verfeinerung des Geschmackes einen so geringen Antheil haben, da wir an den Beiträgen zu der Verbesserung desselben von jeder kleinen deutschen Provinz uns haben übertreffen lassen, sollten wir nicht begierig nach dem einzigen Mittel greifen, welches uns noch übrig ist, in der Geschichte Deutschlands einen Platz zu verdienen?

Wenn wir allenfalls unempfindlich genug gegen den Ruhm sein sollten, wenigstens darf es uns nicht gleichgiltig sein, von allen Provinzen Deutschlands, von allen Fremden uns Verachtung zuzuziehen, von hundert Orten den nur allzuwahren Vorwurf zu vernehmen:

daß Wien der Fratze, der Unanständigkeit einen Zufluchtsort gestatte, nachdem dieselbe sogar von jeder kleineren wandernden Bühne des übrigen Deutschland verscheucht worden. Ich weiß nicht, welchen Antheil ein großer Theil meiner Mitbürger an dem Ruhme oder der Schande ihrer Nation nehmen: aber ich fühle, daß mir bei solchem Vorwurfe das Blut in die Stirne tritt und daß die Begierde, die Nationalschande von uns zu wälzen, mich wenigstens eben so sehr auf dem Wege meiner Anwendung angespornt habe als das Vergnügen, so die schönen Wissenschaften gewähren, oder die Ehre, die ihre glücklicheren Verehrer einst krönen mag.

Ich will meiner Freimüthigkeit gar keinen Einhalt thun. Ist der Regent, ist der große Adel der einzige Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit? Verdient der Bürger welcher zu dem allgemeinen Wohle nicht minder das Seine beiträgt, daß man seiner gar nicht gedenke? Gibt es nicht mehrere Classen der unteren Bürger, welchen der Staat nach durchgearbeitetem Tage eine Erholung zu verschaffen verpflichtet ist? . . .

Wäre es nun aber gleichgiltig, diesen Theil der Bürger entweder in eine Gauklerbude hinzuschicken, wo sie die Albernheit eines Possenreißers und seine Unfläthigkeiten mit Ekel anhören müssen, oder ihnen ein gesittetes Vergnügen zu verschaffen, wo sich ihre Stirn, ohne den Anstand schamroth zu machen, aufheitern kann?

Der Mann aus der mittleren Classe bedarf es sogar weit mehr, daß der Staat ihm eine anständige Ergötzung zu verschaffen suche, als der Adel; diesem kann es bei seinem großen Vermögen an Ergötzlichkeiten nicht fehlen, indessen der eingeschränkte Aufwand, den die unteren Classen zu machen fähig sind, sie auf die Schaubühne hauptsächlich herabsetzt, und wenn man sie dieser Ergötzung beraubt, auf solche zu verfallen verleitet, die den Sitten nachtheilig sind und der Polizei ihre Verrichtungen um ein Gutes vermehren."

Die Folge dieser Relation war ein kaiserlicher Befehl, welcher allen fremden Truppen das Spielen in den städtischen Theatern untersagte und das Extemporiren ein- für allemal verbot.

Affligio versuchte sein Heil noch einmal und reichte zu Neujahr 1770 ein zweites Gesuch um Zulassung des Extemporirens ein. Er

wurde jedoch abgewiesen und Sonnenfels am 15. März des genannten Jahres zum Theatralcensor mit unbeschränkter Vollmacht ernannt.

Der Sieg war nunmehr auf allen Linien erkämpft. In verhältnißmäßig kurzer Zeit waren die Anschauungen Sonnenfels' durchgedrungen, die theatralischen Aufführungen von Grund aus umgestaltet worden. Freilich kämpfte der „berühmte Wiener Professor", wie ihn der „Wöchentliche Intelligenzzettel" schon im Jahre 1770 nennt, unter ungleich günstigeren Verhältnissen für den guten Geschmack als der von einer Privatgesellschaft engagirte, nicht sehr glänzend bezahlte Kritiker Lessing in Hamburg, welcher ursprünglich Kritiken über Schauspiel-Aufführungen schreiben sollte und statt dessen ein Compendium der Kunst, zu kritisiren, schuf, von welchem eine neue Epoche der Geschichte der Kritik beginnt. Praktisch jedoch erzielte Sonnenfels weit größere Erfolge. Während Lessing am Schlusse seiner Dramaturgie klagend gesteht: „Der süße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, ist schon wieder verschwunden, und so viel ich diesen Ort nun habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der sein, wo ein solcher Traum am spätesten in Erfüllung gehen wird," sieht sich Sonnenfels am Schlusse seiner Thätigkeit als Kritiker in jener einflußreichen Stellung, die ihm gestattet, alle von ihm bisher so ausdauernd bekämpften Uebelstände von der Bühne zu verbannen.

Er blieb nicht lange oberster Censor. Nicht gleich entwickelten sich die Dinge in ruhigen glatten Bahnen ab; es gab noch manche Stürme welche den Bestand der Sonnenfels'schen Errungenschaften in Frage stellten, aber eine radicale Umkehr zum Schlechten fand nicht mehr statt.

Sonnenfels und Lessing.

Im Jahre 1875 veröffentlichte Hermann Rollett neun Briefe von Sonnenfels an den Geheimrath Klotz, den bekannten Gegner Lessing's, aus den Jahren 1768 und 1769. Es waren dieselben Briefe, welche schon 1772 durch C. Hagen im Auftrage der Witwe Klotzens, ein Jahr nach dem Tode des Professors, der Oeffentlichkeit übergeben worden waren und seinerzeit in Deutschland und Wien Aufsehen gemacht hatten. Seit der Publication Rollett's beschäftigten sich verschiedene Literarhistoriker mit dem Thema, und das Resultat aller dieser theilweise mit vieler Gründlichkeit geführten Untersuchungen war, daß man Sonnenfels den Vorwurf machte, er habe die Berufung Lessing's nach Wien vereitelt oder doch nichts dazu beigetragen, sie zu ermöglichen. Es liegt mir also die Pflicht ob, eine Darstellung des wahren Sachverhaltes vorzulegen, die Stichhaltigkeit oder Unstichhaltigkeit des erwähnten Vorwurfes auf Grund der factischen Geschehnisse hin zu prüfen.

Ich werde dabei mit Vermeidung jeder Weitschweifigkeit und unter Beobachtung strengster Objectivität vorgehen.

Den äußern Grund für die Berufung Lessing's wollte man in der beabsichtigten Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Wien finden. Es wird also vor Allem nöthig sein, die historischen Facta, welche mit dieser Gründung im Zusammenhange stehen, sicherzustellen.

Mit dem Projecte der Gründung einer Akademie der Wissenschaften jedoch hatte es nach der Darstellung Arneth's[1]) folgende Bewandtnis.

Mehrmals angeregt — schon 1749 durch Gottsched, später durch Freiherrn v. Petrasch — wurde der Gedanke der Gründung

[1]) Maria Theresia's letzte Regierungsjahre. Bd. 3, Seite 263 ff.

einer Akademie stets wieder fallen gelassen, weil man den Werth der Wissenschaften eben noch nicht zu schätzen verstand.

Da, von ungefähr, erinnerte sich Maria Theresia gelegentlich der Entschließung vom 25. Januar 1774 über die Reorganisirung des Unterrichtswesens des Projectes und deutete an, daß bei der neuen Einrichtung der Studien endlich auf die Akademie der Wissenschaften, deren Gründung in Wien beschlossene Sache sei, Rücksicht genommen werden solle. Am 4. Mai desselben Jahres verlangte sie von der Studienhofcommission sogar den Plan der Akademie, forderte jedoch ausdrücklich, daß hinreichend Vorsorge für die Subsistenzmittel der neuen Körperschaft getroffen werde, denn „nichts wünsche sie mehr, als die Wissenschaften nicht zu Triebfedern des Verderbens werden, sondern sie zu wahrem, geistlichen sowohl, als weltlichen Nutzen gereichen zu sehen".

Die Studienhofcommission bat sich zur Ausarbeitung der Detailprojecte eine längere Frist aus, was die Kaiserin mit den Worten genehmigte: „Das hat wohl Zeit, liegt mir nicht so am Herzen."

Während die Studienhofcommission durch Professor Ignaz Mathias v. Heß, Hofrath Kollar und Maximilian Hell an dem Projecte arbeitete, befahl die Kaiserin plötzlich, daß vor Allem die Vorschläge zur Errichtung von Priesterseminarien erstattet würden, denn „keine academie oder weltliche lehrhäuser zu gedencken in kein land, ehe nicht erstere fundirt sind".

Inzwischen trat die Studienhofcommission mit dem Entwurfe des Professors v. Heß, die Akademie betreffend, hervor.

Sie sollte aus zwei Classen, einer physikalisch-mathematischen und einer philosophisch-historischen mit zwei Präsidenten und vierundzwanzig Mitgliedern bestehen; die jährlichen Gesammtkosten waren auf 31.500 Gulden veranschlagt.

„Da wird es großen anstand haben," meinte die Kaiserin, als sie von solchen Kosten hörte. Man hoffte sich indessen mit der Zuwendung der Kalenderprivilegien an die Akademie helfen zu können. Maria Theresia genehmigte auch den Vorschlag unter der Bedingung, „wan nur keinem dritten, der vielleicht schonn auf diese calendre ein privilegium hat, zu nahe getretten würde".

Dieser Dritte fand sich auch. Sämmtliche Wiener Buchdrucker und Buchbinder reagirten gegen das Project, und mit solchem Erfolge, daß die Kaiserin den am 11. December 1775 an sie gelangten definitiven Vorschlag der Studienhofcommission, die Akademie mit dem Astronomen Pater Maximilian Hell, dem Physiker Pater Carl Schärffer, den Mathematikern Pater Paul Mako, Director Josef Nagel, Hauptmann Leopold Unterberger und Professor Jaquin in's Leben treten zu lassen, rundweg ablehnte.

Darüber große Bestürzung bei der Studienhofcommission, welcher schließlich nichts Anderes übrig blieb, als die Vertagung der Angelegenheit zu beschließen, womit die Kaiserin vollkommen einverstanden war.

So lange sie lebte — und noch lange nachher — war von der Gründung einer Akademie der Wissenschaften nicht mehr die Rede. Es ist daher, wie Hofrath Arneth richtig bemerkt, auch nicht wahrscheinlich, daß Josef derjenige gewesen sei, auf dessen Veranlassung Maria Theresia im Jahre 1774 zum erstenmale von der Errichtung der Akademie als von einer bereits beschlossenen Sache sprach. Hätte der Kaiser diesen Gedanken gehegt, so würde er wohl, wie es sonst seine Gewohnheit war, zu Gunsten desselben schon bei seiner Mutter gewirkt, gewiß aber ihn nach ihrem Tode zur Ausführung gebracht haben, während er doch nie auch nur das Geringste in dieser Richtung unternahm. Gleichwohl waren schon zu Anfang der Siebenziger-Jahre des vorigen Jahrhunderts viele Leute in Wien überzeugt, der Kaiser beschäftige sich persönlich und sehr ernstlich mit dem Plane einer Akademiegründung, und allenthalben hieß es, Lessing werde als eines der ersten Mitglieder dieser Akademie nach Wien berufen werden.

Es hieß so, und weil sich nun das Gerede später nicht bestätigte und begreiflicherweise für die Nichtbestätigung desselben doch ein Motiv gesucht und gefunden werden mußte, hieß es dann wieder, Sonnenfels sei die Ursache gewesen, daß Lessing nicht nach Wien berufen wurde — eine Behauptung, welche in dieser Form unwahr ist.

Zur Klarstellung des thatsächlichen Sachverhaltes scheint es mir vorerst nothwendig, jene Beziehungen zu schildern, welche zwischen Sonnenfels und Lessing bestanden, ehe noch überhaupt Jemand an eine Akademie der Wissenschaften und Lessing's Berufung nach Wien dachte.

Am 22. April 1767 begann Lessing seine geschäftliche Thätigkeit am Hamburger Stadttheater; acht Monate später, am Weihnachtsabende desselben Jahres erschien das erste Stück der Sonnenfels'schen „Briefe über die wienerische Schaubühne"[1]).

Die Aufführung des Lessing'schen Lustspieles „Minna von Barnhelm" — Anfangs März 1768 — gibt Sonnenfels zum erstenmale Gelegenheit, von Lessing zu sprechen.

Das betreffende Referat ist dem Leser aus dem vorigen Capitel (Seite 72) geläufig.

Ich darf mich also hier damit begnügen, festzustellen, daß Lessing dem Wiener Kunstrichter unbedingt als Autorität erscheint, daß Sonnenfels für ihn nicht genug Worte des Lobes finden kann. Unglückseligerweise entbrannte in demselben Jahre der literarische Kampf zwischen Lessing und dem Halle'schen Professor Klotz, mit welchem Sonnenfels gleichzeitig schon früher angeknüpfte Beziehungen erneuerte, aus denen sich im Verlaufe weniger Monate zwischen beiden Männern ein sehr intimes Freundschaftsverhältnis entwickelte. Das Bedürfnis nach diesem Bunde der Freundschaft dürfte gegenseitig gewesen sein. Beide Männer waren eitel auf ihre persönlichen Verdienste um die Literatur, und Sonnenfels wollte in Halle und Leipzig gelobt sein, während Klotz vor Begierde darnach brannte, sich in Wien bewundert zu sehen.

Diese gegenseitigen Wünsche wurden durch das eingegangene Freundschaftsbündnis bestens gefördert. Leider gerieth dadurch Sonnenfels gegen seinen Willen in eine schiefe Stellung zu Lessing, aus der ihm viel Verdruß und Aerger erwuchs.

Als der Kampf zwischen Lessing und Klotz begonnen hatte, beschäftigten Sonnenfels neben seinem Lehramte juristische, politische, theatralische Fragen. Er arbeitete an der Fortsetzung seines cameralistischen Werkes, ließ gleichzeitig eine Abhandlung über die Theuerung

[1]) Der erste Band von Lessing's Dramaturgie, im Ganzen 82 Stücke, entstand in der Zeit vom 1. Mai 1767 bis Juni 1768. Möglicherweise hat Sonnenfels, bevor er seine Dramaturgie begann, die ersten Stücke der Lessing'schen Arbeit eingesehen, wahrscheinlich ist es jedoch, daß er sie nicht kannte, sondern sie vielmehr erst im Februar oder März 1768 zur Einsicht bekam. Um diese Zeit spricht er ausdrücklich von Lessing's Theaterkritiken.

in großen Städten drucken, eine andere Schrift über die Physiognomie war unter der Feder. Da läßt sich wohl kaum voraussetzen, daß er für die Lessing-Klotz'schen Händel die nöthige Zeit und Aufmerksamkeit übrig hatte. Thatsächlich nahm er von denselben erst Notiz, als der Bruch zwischen Lessing und Klotz schon perfect geworden, Lessing den vernichtenden Schlag gegen Klotz bereits geführt hatte.

„Man hat mir von Prag" — schreibt er am 30. November 1768 an Klotz — „Ihre Streitschriften gegen Lessing zugesendet. Sie sind noch in der Revision. Ich weiß etwas von dem Unterschiede Ihrer Meinungen [1]), der auch von Weiße in seiner Bibliothek angemerkt worden; aber wer hätte glauben sollen, daß es zu einem öffentlichen Bruche kommen sollte. Ich weiß nicht, mit welchen Waffen von beiden Seiten gekämpft wird; Ansehen, Geist und Feuer ist auf beiden Seiten. Sollte man nicht von Lessing, dessen Hitze bekannt ist, sagen: „Mala quidem nobis facimus saepe multa poetae"?

Wiewohl also Sonnenfels über die Streitfrage kaum gründlich unterrichtet war und wiewohl ihn persönliche Freundschaft mit Klotz verband, stellt er sich doch nicht unbedingt auf dessen Seite, wie man erwarten durfte, sondern bedauert nur den Zwist ganz im Allgemeinen, ohne Partei für den einen ihm so nahe stehenden Streittheil zu nehmen.

Volle sieben Monate vergehen, bevor Sonnenfels in seiner Correspondenz mit Klotz wieder auf den Gegenstand zu sprechen kommt. Es ist offenbar, daß er sich nur mit Widerstreben entschließt, das Thema zu berühren, aber die Freundschaft legt Pflichten auf und diese mußten erfüllt werden.

Er schreibt also am 24. Juli 1769 an Klotz: „... es ist eine Schande für unsere Zeiten, daß schon seit geraumer Zeit nichts als Schmähschriften gegen den verdientesten Mann erscheinen, und die Hitze Ihrer Freunde dient nur, einen Streit länger zu unterhalten, der sehr ungleich ist. Sie haben einen Ruhm zu verlieren und das haben Ihre Gegner nicht. Lessing allein ist ein Mann, der um die Literatur verdient ist, aber Lessing hat vielleicht nicht den Ruhm, der noch wesentlicher ist, den Ruhm eines so guten Mannes."

[1]) Die Stelle beweist augenscheinlich, daß Sonnenfels über den Inhalt des gelehrten Streites nur ganz oberflächlich unterrichtet war.

Ich muß hier den Text unterbrechen, um eine Bemerkung einzuschalten. Was Sonnenfels von Lessing sagt, ist unserem Landsmanne von jeher krumm genommen worden und stets hat man sich auf diese Stelle berufen, um zu beweisen, daß Sonnenfels gegen Lessing erbittert war und deshalb gegen seine Berufung nach Wien arbeitete. Allerdings setzt Sonnenfels seinem Ausfalle gegen Lessing hinzu: „dieses Wort sei unter uns beiden auf wechselseitige Ehre verschlossen" und damit scheint er auf den ersten Blick die Sache noch schlimmer zu machen, aber — nur auf den ersten Blick, und eine unbefangene Erwägung aller Verhältnisse läßt den gebrauchten Ausdruck geradezu als harmlos erscheinen. Lessing war es, der Klotz mit einem so wuchtigen Schlage im literarischen Zweikampfe in den Sand gestreckt hatte, derselbe Lessing, vor welchem Sonnenfels, wie aus der „Minna"-Recension hervorgeht, eine wahre Hochachtung besaß, eine Hochachtung, welcher Sonnenfels in demselben Augenblicke Ausdruck zu geben sich genöthigt fand, in welchem er des verletzten Freundes wegen den Ausfall gegen ihn machte. Nachdem er also ausdrücklich constatirt, daß Lessing um die Literatur verdient ist, bestreitet er ihm, Klotz zum Troste, den Ruhm eines guten Menschen. Das ist das Ganze. Unvorsichtig und Mißdeutungen zugänglich war das Wort ohne Zweifel, aber Sonnenfels mag diese Empfindung gehabt haben, da er es niederschrieb, darum die Bitte um Discretion an Klotz, den geschlagenen Freund, welcher ja durch Sonnenfels' Brief über die erlittene Niederlage getröstet werden sollte; darum eine förmliche Revocation des Wortes in den nächstfolgenden Zeilen, welche direct ahnen lassen, daß Sonnenfels nur mit dem Herzen auf Klotz' Seite war und mit dem Kopfe die Partei Lessing's hielt. Er schreibt: „Dieses Wort sei unter uns beiden auf wechselseitige Ehre verschlossen, ein Zeichen meines Zutrauens gegen Sie, und in eben demselben Zutrauen fahre ich fort, Sie zu bitten: Lassen Sie Ihren Mitarbeitern an der Bibliothek alle kleinen und oft sehr herbeigezogenen Anspielungen auf Lessing und Herder nicht angehen. Solche Sticheleien entscheiden nichts, aber sie erwecken den Argwohn der Parteilichkeit und machen die gegründetsten Urtheile verdächtig. Ihre Freunde müssen das Herz haben, durch edlere Beweise der Welt zu zeigen, daß sie Ihre Freunde sind. Und Sie, mein Freund,

widerlegen alle Verleumdungen am kräftigsten, wenn Sie fortfahren, die Welt durch ewige Schriften aufzuklären."

Die Artigkeiten und Complimente abgerechnet, beklagt also Sonnenfels [1]) Klotz um seiner falschen Freunde willen, räth ihm zur Mäßigung, anerkennt die Bedeutung des Gegners und hält es endlich für das einzig Vernünftige, diesen durch wirklich gute Leistungen zum Schweigen zu bringen.

Eine Animosität Sonnenfels' gegen Lessing aus diesen Zeilen herauszulesen, erscheint mir wenigstens ganz und gar unstatthaft. Ich finde vielmehr, daß Sonnenfels ängstlich bemüht ist, das Freundschaftsopfer, welches er Klotz zu bringen gezwungen ist, so unansehnlich als nur möglich zu machen. Für Klotz wäre es jedenfalls eine größere Genugthuung gewesen, wenn Sonnenfels ein hartes Wort für den Literator Lessing gehabt hätte. Ein literarischer Streit war ausgefochten worden und Sonnenfels tadelt den Menschen in Lessing, erhebt eine Art Vorwurf gegen seine Charaktereigenschaften. Ist das nicht eine Ausflucht im wahrsten Sinne des Wortes? Liegt da die Absicht Klotz zu beschwichtigen, nicht klar zu Tage?

Der arme Klotz überlebte seinen Fall nicht lange; er starb schon 1771. Sonnenfels kam nicht mehr in die Lage, ihn trösten zu müssen, war jedoch sehr unangenehm überrascht, als wenige Monate nach Klotz' Tode seine Briefe an diesen Mann veröffentlicht wurden. Sein durch des verstorbenen Professors Freundschaft förmlich erzwungener Ausfall gegen Lessing wurde aller Welt bekannt und in gehässiger Weise interpretirt.

Lange vor der Veröffentlichung der Sonnenfels'schen Briefe an Klotz waren jedoch zwischen Sonnenfels und Lessing auch schon directe Beziehungen angeknüpft worden, deren Ausgangspunkt so beschaffen war, daß eine persönliche Freundschaft der beiden Männer nimmermehr daraus resultiren konnte. Verletzte Autoreneitelkeit auf Seite Lessing's und das Gefühl verletzter persönlicher Würde bei Sonnenfels waren die Triebfedern, welche die Beziehungen der Beiden in Bewegung brachten.

---

[1]) H. M. Richter, Geistesströmungen. Berlin 1875.

Die Sache war so gekommen. Der Kampf Sonnenfels' gegen die Unfläthigkeiten der Wiener Bühne endete mit der Berufung des Siegers zum Amte des Theatercensors (1769). In dieser Eigenschaft hatte Sonnenfels die Obliegenheit sämmtliche aufzuführenden Stücke einer Durchsicht zu unterwerfen und den Text für die Aufführung nach seinem Gutdünken einzurichten. Diese dramaturgische Thätigkeit übte der Professor und nieder-österreichische Regierungsrath Sonnenfels mit jenem vornehmen Absolutismus, den er sich während seiner mehrjährigen öffentlichen Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller bereits angewöhnt hatte. Die damaligen Autoren der Wiener deutschen Bühne mußten sich Sonnenfels' Rothstift nolens volens gefallen lassen; eine zweite Instanz gab es dem Censor gegenüber nicht. Fataler Weise gehörte aber auch Lessing zu diesen Autoren und auch diesem gegenüber pflegte Sonnenfels mit dem Stifte in der Hand seines Amtes.

Ich vermag nicht zu bestimmen, welches Stück von Lessing Sonnenfels in Censurbehandlung genommen, vermuthe aber, daß es Sara Sampson gewesen ist, denn nur dieses und die Minna von Barnhelm waren 1769 vollendet und gelangten auf der Wiener Bühne zur Darstellung, sicher ist jedoch, daß Lessing über die dramaturgische Zurichtung seines Stückes keineswegs erfreut war und Sonnenfels derb seine Meinung sagte. Damit übte er nur ein ihm zustehendes Autorrecht aus, während sich Sonnenfels ein Recht der Correctur angemaßt hatte. Bedauerlicher Weise ist der betreffende Brief Lessings an Sonnenfels nicht auf uns gekommen; daß er jedoch geschrieben und zwar in dem angedeuteten Sinne geschrieben und abgesendet wurde dafür liegt ein nicht umzustoßendes Zeugnis Lessing's selbst vor. Er schreibt nämlich am 25. October 1772, also nach einem Zeitraume von drei Jahren, an den Staatsrath Freiherrn von Gebler in Wien u. A. Folgendes:

„Nur Eines möchte ich, in Betreff der Emilie, von Euer Hochwohlgeboren noch wissen: ob und mit was für Veränderungen man sie aufgeführt? Denn daß man ein Stück von mir in Wien ohne Veränderungen aufführen werde, das habe ich nach dem, was meine Stücke beständig daselbst erfahren, gar nicht zu erwarten. Selbst aus dem einen Theaterkalender habe ich gesehen, daß man noch kein einziges

aufgeführt, ohne daß es nicht dieser oder jener Herr entweder überarbeitet oder verkürzt oder für das dasige Theater eingerichtet hätte. Ich erinnere mich, daß ich vor einigen Jahren, als ich einmal die Ehre hatte, dem Herrn von Sonnenfels zu antworten, mich nicht entbrechen konnte, ihm meine Empfindlichkeit über ein solches Verfahren zu bezeigen, dem auf keinem andern Theater auch nicht der geringste Stümper ausgesetzt ist; ja dieser auch selbst nicht auf dem Wiener Theater. Doch der Herr von Sonnenfels fand für gut, lieber seine Correspondenz ganz aufzuheben, als mir hierauf zu antworten.“

Diese seltsamerweise bisher zumeist übersehene Briefstelle klärt so ziemlich Alles auf. Sonnenfels glaubt sich offenbar von Lessing beleidigt — allzu höflich wird Lessing's Brief, der wie alle geistreichen Menschen am' gehörigen Orte auch gehörig grob sein konnte, nicht gewesen sein — und bricht seine Correspondenz ab, eine Unhöflichkeit, welche wieder Lessing in gereizte Stimmung versetzt.

Zur selben Zeit, als dieses Rencontre zwischen Lessing und Sonnenfels stattfand, hatte Klopstock die Norddeutschen mit dem in seinem Kopfe entsprungenen Projecte der Gründung einer deutschen Akademie in Wien durch Kaiser Josef in Aufregung versetzt. Im Juli 1769 erschien die in der Lessing-Bode'schen Druckerei gedruckte Hermannsschlacht mit der berühmten Zuschrift an Kaiser Josef, worin mit südlicher Lebendigkeit das, was vorerst nur ein frommer Wunsch war, als That hingestellt ist, weil es, nach des Dichters Ueberzeugung „beschlossen ist und geschehen wird“.

Lessing hat wohl die Hoffnungen Klopstock's nie getheilt, wie sehr er auch deren Realisirung wünschen mochte, und ein gewisses Mistrauen gegen Wien, zu welchem der Rothstift des Censors Sonnenfels vielleicht den ersten Anstoß gegeben hat, scheint ihm seit dieser Zeit eigen gewesen zu sein.

Ein Zufall hatte es zudem gewollt, daß gerade die ersten Anerbietungen, welche Lessing von Wien aus gemacht worden waren, das Theater betroffen hatten, bei dem er seinen Censor Sonnenfels an einflußreicher Stelle wußte.

Seine Ablehnung des ersten Rufes im Frühjahre 1769 ist aus diesem Umstande ganz erklärlich. Die bitteren Erfahrungen in Ham-

burg, dazu die Befürchtung, daß seine Thätigkeit in Wien dem Rothstifte Sonnenfels' unterstellt werden könne, das Alles mochte ihn, wie er am 13. April 1769 an Nicolai schreibt, zu einer directen Ablehnung veranlaßt haben, an welcher, wie aus dem Mitgetheilten hervorgeht, Sonnenfels gewiß nicht den geringsten directen Antheil hatte, obschon er dabei, wenn auch ohne es zu wissen und zu wollen, als passiver Factor betheiligt ist.

Lessing hatte sich Wien trotz Klopstock und anderer Freunde so sehr aus dem Kopfe geschlagen, daß er im Frühjahre 1770 die Bibliothekarstelle in Wolfenbüttel annahm und antrat.

Allein wieder bringt ein ganz besonderer Zufall schon wenige Monate nach seinem Eintreffen in Wolfenbüttel die Kaiserstadt neuerdings in seinen Gedankenkreis.

Eva König, die geliebte Freundin, weilt seit September 1769 in Wien. Durch sie werden neuerdings zwischen Sonnenfels und Lessing Beziehungen angeknüpft, welche wieder nicht zu einem guten Ende führen konnten, denn Lessing trat als Bittsteller auf und Sonnenfels war — ein eitler Mann, eitel auf seine amtliche Stellung, eitel als Autor.

Zur Rolle des Bittstellers war Lessing freilich gegen seinen Willen gekommen. Ihm selbst wäre es gewiß nicht eingefallen, Sonnenfels für irgend einen Dienst in Anspruch zu nehmen, allein Eva König, Lessing's Verlobte, handelte nach eigenem Gutdünken und suchte, sobald sie Zutritt in Sonnenfels' Haus erlangt hatte, die Vermittlung des Wiener Professors nach, als das Project der Berufung Lessing's zum zweitenmale auftauchte.

Daß Eva König wirklich in dem angedeuteten Sinn mit Sonnenfels unterhandelt hat, geht aus Lessing's Brief an seine Braut vom 13. Januar 1771 ganz unzweifelhaft hervor.

„Daß der Herr von S(onnenfels) mein guter Gönner und Freund sein will, muß ich mir gefallen lassen" — schreibt Lessing. Er hat es durch seine unerträglichen Großsprechereien von seiner vermeinten Hauptstadt des deutschen Reiches und durch seine Freunde, die Herren Klotz, Riedel und Sch. ziemlich bei mir verdorben. Wer sich an solche elende Leute hängen kann, muß um ein bischen Lob sehr verlegen sein.

Es kann ihm gar nicht schaden, wenn man ihn in Wien ein wenig demüthigt."

Offenbar hatte also Eva König Sonnenfels' Verwendung für Lessing nachgesucht, sonst hätte der Wiener Professor keine Veranlassung zu dem Versprechen gehabt, Lessing ein „guter Gönner und Freund" sein zu wollen.

Die Bekanntschaft Sonnenfels' machte übrigens Eva König erst im Frühherbste des Jahres 1770 und Lessing's Aerger über Sonnenfels' Censurthätigkeit scheint sie damals gar nicht gekannt zu haben, denn sie glaubt fest an die Aufrichtigkeit der Freundschaft zwischen beiden Männern, nennt Sonnenfels in jedem Briefe an Lessing „Ihren Freund" und schreibt am Neujahrstage 1771, nachdem sie im Hause Sonnenfels' seit Beginn des October 1770 wiederholt persönlich verkehrt hatte:

„Ihr guter Gönner und Freund, der Herr von Sonnenfels — denn der ist er, sonst wäre ich ihm weniger gut — ist mir ganz böse, daß ich den Hausvater, der schon zweimal aufgeführt worden, nicht gesehen habe."

Eben auf diesen Passus beziehen sich die oben angeführten Worte aus der Antwort Lessing's vom 13. Januar 1771.

Fast ein Jahr verfloß nun, ohne daß für die betheiligten Personen etwas Entscheidendes vorfiel. Lessing trug die Bürde seines Wolfenbüttler Bibliothekamtes mit steigendem Mißmuthe und empfand immer lebhafter das Bedürfnis, seine geliebte Freundin Eva König, welche voraussichtlich noch lange Zeit an Wien gefesselt bleiben würde, heimzuführen.

Um diese Zeit[1]) tritt Professor Sulzer in Berlin als Vermittler auf, um Lessing eine bessere Stellung in Wien zu verschaffen.

Dieser verhält sich jetzt, die Möglichkeit einer Verbindung mit Eva König vor Augen, nicht mehr ablehnend. Nur von dem Theater will er noch immer nichts wissen.

„Vielleicht betrifft der Vorschlag das Theater nicht" — schreibt er am 14. November 1771 an seinen Bruder — „wenigstens nicht

---

[1]) H. M. Richter, Geistesströmungen. Berlin 1875.

unmittelbar; und in diesem Falle würde ich mich nicht sehr bedenken, Wolfenbüttel mit Wien zu vertauschen. Ich setze voraus, daß ich bei diesem Tausche in allem Betracht gewänne."

Am 5. December schreibt er abermals an seinen Bruder:

„Von Herrn Sulzer hast du wohl noch keine nähere Antwort? Du hast sehr recht. Mit 1500 Reichsthalern würde ich mich in Wien noch nicht viel verbessert haben. 2000 Reichsthaler müßten es wenigstens sein. Doch wie kann ich Forderungen machen, da ich noch nicht weiß, was man von mir erwartet! Mich verlangt nach der weiteren Erklärung sehr; denn durch ungewisse Hoffnungen möchte ich mich hier nicht gern hindern lassen."

Wenige Tage später schreibt er an Eva König:

„Von meiner Wiener Angelegenheit erwarte ich das Nähere täglich. Auch bestärkt sich mein Vorsatz immer mehr und mehr, diese Gelegenheit nicht aus den Händen gehen zu lassen."

In den nächsten Wochen war seine Hoffnung auf eine glückliche Erledigung des Projectes eine sehr zuversichtliche geworden; allein, während er täglich und stündlich eine directe Anfrage erwartete, brachte die „Erfurter gelehrte Zeitung" bereits die Nachricht, daß Professor Riedel aus Erfurt mit dem Titel und Rang eines k. k. Rathes unter Zusicherung freier Uebung der protestantischen Religion nach Wien berufen sei, „um in Geschäften verwendet zu werden, die für die Literatur des Vaterlandes von größter Wichtigkeit sein würden[1])".

---

[1]) Mit der Berufung Riedel's hatte es nach Gräffer's (auch von Wurzbach aufgenommener) Darstellung folgende Bewandtnis:

Der kunstsinnige, um die Akademie der bildenden Künste in Wien hochverdiente Baron Sperges hatte nach Winkelmann's Ermordung in Triest des großen Kunstforschers neu bearbeitete Geschichte der Kunst, die in den Besitz der kaiserlichen Akademie der bildenden Künste in Wien gerathen war, in Ordnung zu bringen und herauszugeben beschlossen. Auf seiner Suche nach einer, dieser Arbeit gewachsenen Persönlichkeit in den nächsten Kreisen wollte sich ihm Niemand tauglich zeigen. Als dem Baron nun in einer Buchhandlung zufällig Riedel's Theorie der schönen Wissenschaften in die Hände fiel und ihm das Buch zusagte, sprach er dieses Urtheil in Gegenwart des Buchhändlers aus, der ihm erwiderte, daß Riedel sein Landsmann sei. Nun gab Baron Sperges dem Buchhändler den Auftrag, an Riedel zu schreiben und ihn zu fragen, ob er geneigt wäre,

Das verleidete Lessing von Neuem die ganze Sache. Riedel war durchaus nicht der Mann, daß seine Berufung auf einen besonderen Ernst der Wiener Bestrebungen deutete und Lessing traf wie immer den Nagel auf den Kopf, da er schrieb: „Wenn die guten Wiener mit Riedel den Anfang machen, was kann man sich viel davon versprechen?"

Professor Sulzer meinte indessen, Riedel sei nur eine Art Nothnagel gewesen und deshalb berufen worden, weil viele weit bedeutendere Männer einen Ruf nach Wien abgelehnt hätten. Lessing direct zu berufen, habe man aus Furcht vor einer abschlägigen Antwort unterlassen; man wolle sich vorerst über seine Gesinnungen Gewißheit verschaffen.

Sulzer schlug demnach vor, Lessing solle, einen vorher gemachten Wink befolgend, nach Wien gehen und dort persönlich das Terrain prüfen.

Hätte Lessing damals diesem Rathe gefolgt, so würde höchstwahrscheinlich die Angelegenheit zur Zufriedenheit aller Betheiligten erledigt worden sein. Man hatte in Berlin und Wolfenbüttel offenbar keinen rechten Ueberblick über die Verhältnisse in Wien und konnte kein Vertrauen in die Zukunft fassen, weil man über die eigentlich maßgebenden Persönlichkeiten im Unklaren war und Lessing selbst war von der Zumuthung verletzt, daß er sich gleichsam zur Probe in den Wiener Kreisen einführen solle.

Es kam also wieder zu nichts, zumal, da auch Frau König, welche sich vom März 1771 bis Ende März 1772 in Hamburg aufhielt, eher ab- als zurieth. „Am Wiener Hofe," schrieb sie, „muß man seine Vortheile wahrnehmen, ehe sie einen haben; nachher hält es schwer, etwas zu erhalten, da der Kaiser nichts weniger als genereux ist." Da sie von der Berufung Riedels hörte, war ihr die Sache verdächtig und sie combinirte auffallender Weise, daß Sonnenfels damit im Zusammenhange sei. Dieser hatte ihr wiederholt versichert, daß er

---

nach Wien zu kommen. Der Buchhändler schrieb an Riedel und dieser, ohne sich viel zu besinnen, machte sich auf die Beine und reiste nach Wien. Die mit ihm angesponnenen Verhandlungen waren von kurzer Dauer. Er wurde sofort zum k. k. Rathe und Lehrer an der Kunstakademie mit einem ansehnlichen Gehalte angestellt. Sein Wirken war nur ein ephemeres. Er ergab sich schon nach kurzer Zeit dem Trunke und mußte pensionirt werden.

die Berufung Lessing's lebhaft wünsche. Trotzdem konnte sie seiner Aufrichtigkeit nie Glauben schenken, „da es seinem Charakter nach unmöglich ist, daß er wünschen sollte, Sie an der Seite zu haben. So stolz er ist, so fühlt er doch wohl den Unterschied zwischen sich und Ihnen."

Es ist diese Briefstelle (vom 14. Januar 1772 aus Hamburg) die einzige Nachricht, welche den Namen Sonnenfels in directe Beziehung zu Lessing's Berufung bringt. Sie verdient also etwas näher betrachtet zu werden. Wir haben ein subjectives Urtheil, eine Privatmeinung der Frau Eva König vor uns, eine Privatmeinung, die sich auf den ersten Blick als solche darstellt und gar nichts Anderes sein will. Wir brauchen also eine Thatsache als Basis dieses Frauenurtheiles nicht erst zu suchen. Eva König sagt ja ausdrücklich, daß sie gegen Sonnenfels mißtrauisch ist; sie kann seiner Aufrichtigkeit keinen Glauben schenken; dies ist für sie der einzige Grund, ihn für Lessing's Feind zu halten.

Da möchte ich denn doch fragen: Genügen diese Worte aus dem Munde einer liebenden Frau — denn Eva König's Verhältnis zu Lessing war um diese Zeit schon zu großer Intimität gediehen — um Sonnenfels mit dem schwerwiegenden Vorwurfe zu belasten, daß er die Berufung Lessing's hintertrieben habe?

Vergessen wir nicht, daß wir den Briefwechsel zweier Liebenden vor uns haben, welchen nur die wissenschaftliche Neugier der Nachwelt an die Oeffentlichkeit zog. Es steht manch ein hartes Wort über Mitlebende in diesem Briefwechsel zwischen Eva König und Lessing, allein selbst der urtheilstrenge Lessing, der sich ausdrücklich rühmt, daß er niemals auch nur eine Zeile geschrieben habe, die nicht die ganze Welt lesen könne, würde bei mancher Stelle doch auch in Verlegenheit gekommen sein, hätte man seine Briefe vorzeitig veröffentlicht. Ich erinnere nur an seine Briefstellen über den Staatsrath Gebler, die sich durchaus nicht decken. Was jedoch Eva König betrifft, so verräth ihr Stil wohl durchwegs Lessing's Logik und Schärfe, aber nicht überall die Sicherheit seines individuellen Urtheils, und mitunter wird Frau Eva sehr boshaft. Eine Beweisstelle dafür findet sich in dem eben erwähnten Briefe vom 14. Januar 1772. Am Schlusse desselben schreibt sie: „Was ist Klotzen angekommen, daß er so geschwind Reißaus genommen? Wie ich seinen Tod hörte, freute ich mich, daß Sie zu

seiner Seligkeit noch vieles beigetragen haben möchten, weil Sie ihn wahrscheinlich zur Erkenntniß seiner selbst gebracht."

Ist das Humor oder nicht vielmehr Bosheit?

Ende März 1772 traf Frau König nach einjähriger Abwesenheit wieder in Wien ein und neuerdings geräth die Frage der Berufung Lessing's zur Discussion. Schon am 1. April berichtet Frau König über einen Besuch bei Gebler. Es stellt sich heraus, daß Riedel's Berufung zumeist das Werk Gebler's sei. Sie schreibt:

„Er (Gebler) hat mich sehr gut aufgenommen. Er erkundigte sich ganz genau nach Ihren Umständen, Alter, und ob Sie mit der Bedienung, die Sie nun bekleideten, vergnügt wären. Auf das Letztere antwortete ich ihm: ich wüßte nicht anders, indessen glaubte ich doch wohl, daß Wolfenbüttel der Ort nicht sein dürfte, wo Sie Ihr Leben beschließen würden. Hierauf sagte er: er wünschte, daß Herr Lessing einmal hierher käme, weil ich überzeugt bin, daß sich dann gleich Gelegenheit zeigen würde, ihn auf die vortheilhafteste Art hier zu fixiren, ich werde es ihm auch schreiben. Aus seinen Reden überhaupt ließ sich abnehmen, daß er wußte, daß der Beruf an Sie ergangen und er hätte sich hierüber wohl näher geäußert, wenn wir nicht durch einen fremden Besuch wären unterbrochen worden."

Auch bei Sonnenfels hatte Frau König gleich nach ihrer Ankunft in Wien einen Besuch gemacht. Sie berichtet darüber:

„Sonnenfels weiß gar nichts Gegründetes. Ich fragte ihn, zu welchem Endzweck man Riedeln berufen habe. Seine Bestimmung wisse noch Niemand, gab er mir zur Antwort. Ich wüßte ja wohl, daß der Kaiser vorgehabt habe eine Akademie zu errichten. Dazumal habe man an Sie und Mehrere geschrieben und auch an Riedel. Wer den mit eingeschoben hätte, wisse er nicht. Genug, Sie und Andere hätten, der Eine dies, der Andere jenes geantwortet, Riedel hätte aber die Sache gleich ganz ernstlich genommen und wäre nun wirklich auf der Reise. Was man aus ihm machen werde, verlange ihn selbst."

Hier frägt es sich nun: War diese Mittheilung Sonnenfels' eine Lüge, oder nicht? Ich glaube, den ersten Theil der Frage entschieden mit nein beantworten zu dürfen; Lügenhaftigkeit gehörte nicht zu den

Fehlern Sonnenfels' und er hatte in diesem Falle auch keinen Anlaß zur bewußten Lüge. Sprach er aber bona fide, so ergibt sich daraus, daß er selbst keinesfalls mit der Mission, fremde Kräfte zu berufen, betraut war, denn er zeigt sich über die näheren Umstände dieser Berufung schlecht unterrichtet. Er weiß nicht einmal, daß eine directe, schriftliche Anfrage an Lessing bisher noch gar nicht gerichtet worden war.

Den Eindruck der Wahrhaftigkeit haben seine Mittheilungen übrigens auch auf Frau König gemacht; sie fügt ihrem Bericht folgende Stelle hinzu:

„Ueber Sonnenfels geht ein abscheuliches Pasquill herum. Es ist so meschant, daß ich unmöglich mehr als eine Seite habe lesen können . . . Am Ende muß der arme Mann doch mehr über sich ergehen lassen, als er verdient. Merken Sie nicht, daß er mich sehr freundschaftlich aufgenommen hat? Das hat er in der That; noch mehr aber waren seine Frauenzimmer ganz außer sich vor lauter Vergnügen."

Klingt das nicht fast wie ein versteckter Widerruf ihres harten Urtheils über Sonnenfels in dem Briefe vom 14. Januar? Wieder verging der Sommer des Jahres 1772 in gegenseitiger Entschlußlosigkeit aller Betheiligten. „Auf Probe" nach Wien zu gehen verdroß Lessing, und zu einer directen Berufung kam es nicht, da von höchster Stelle kein Auftrag dazu gegeben wurde.

In Wien aber hieß es allgemein, Lessing habe die Ehre der Berufung abgelehnt. Die entscheidende Wendung trat jedoch erst im Herbst ein. Nachdem Lessing nochmals über Berlin zur Reise nach Wien aufgefordert worden war, besuchte ihn im October ein österreichischer Cavalier, Graf K., in Wolfenbüttel und rieth ihm dringend zur Wiener Reise, indem er versicherte, daß sie „unmöglich anders als zu seinem Glücke ausschlagen könne". Nun erst entschließt er sich thatsächlich zur Reise. „Finde ich es in Wien so", schreibt er an Frau König, „daß ich Wolfenbüttel darüber vergessen kann, desto besser. Finde ich es nicht, so habe ich mich doch wieder mit Ihnen, meine Liebe, besprochen, und ich weiß, woran ich bin."

Neuerdings wird durch Professor Sulzer von dem österreichischen Gesandten in Berlin eine Anfrage an Lessing gerichtet, ob er geneigt

sei unter vortheilhaften Bedingungen nach Wien zu kommen und Lessing schreibt am 15. November 1772 darüber an Frau König:

„Ich antworte mit heutiger Post, wenn der Vorschlag nicht das Theater beträfe, so könnte man auf mich rechnen. Nur mit dem Theater möchte ich nichts zu thun haben, wenigstens so lange nicht, als es unter einem Impresario stehe und nicht unmittelbar vom Hofe abhinge. Doch ich glaube auch nicht, daß der Vorschlag das Theater betrifft, sondern daß etwas ganz Anderes im Werke ist. Habe ich recht geantwortet, meine Liebe? Ich will es hoffen und Sie begreifen leicht, was meine liebste Aussicht dabei sein kann. Was geschehen soll, weiß die Vorsicht am allerbesten zu lenken. — Wenigstens sehe ich doch aus dieser Anfrage, daß man in Wien an mich denkt — an dem Orte, von welchem Sie so gern los sein möchten und von welchem Sie vielleicht nie loskommen sollen.“

So standen die Dinge, als die „Briefe deutscher Gelehrten an den Herrn Geheimen Rath Klotz“ veröffentlicht wurden und in Deutschland sowohl wie in Wien einen Sturm der Aufregung emporwirbelten. Neun Briefe von Sonnenfels an Klotz bildeten den Anfang des stattlichen Bandes, neun Briefe aus denen hervorging, daß zwischen beiden Männern ein intimes Freundschaftsverhältnis bestanden; Briefe, in deren einem Sonnenfels den Charakter Lessing's verdächtigt hatte.

Die extemporirte Publication, welche allgemein auf die Geldgier der Witwe Klotz's zurückgeführt wurde, die aber wohl mehr auf die gewiß nicht tadelnswerthe Bemühung der genannten Dame, das Andenken des verstorbenen Gatten bei der Nachwelt so gut als möglich zu rehabilitiren, zurückzuführen ist, war für die Feinde Sonnenfels' — und er hatte deren nicht wenige — das Signal sich zu einigen und über den Busenfreund Klotzens herzufallen.

Lessing selbst schrieb in der ersten Zornesempfindung (am 3. December 1772) an seine Braut:

„Sie kommen doch noch von Zeit zu Zeit zu dem Herrn v. Sonnenfels? Sagen Sie ihm doch, daß seine Correspondenz mit Klotzen gedruckt worden und daß ich es ihm melden ließe, wenn er es nicht etwa bereits wüßte. Vielleicht versteht er, was ich damit sagen will. Sie können noch hinzufügen, wenn Sie wollen, daß ich mir über

eine gewisse Stelle eine öffentliche Erläuterung mit nächstem von ihm ausbitten würde. — Doch warum will ich Ihnen diesen Auftrag machen? Der falsche und niederträchtige Mann könnte leicht Ihnen selbst darüber Feind werden. Besser, daß ich mit nächstem selbst an ihn schreibe."

Eva König war noch nicht im Besitze dieses Schreibens, als sie schon umständlich von dem „Lärm, den diese Briefe in Wien thun," berichtete. Anfangs waren nur zwei Exemplare im Umlauf. Das eine las die Kaiserin, das andere cursirte von Hand zu Hand. Rasch wurden einige hundert Exemplare mit der Post verschrieben; Erzbischof Migazzi allein, Sonnenfels' erbittertster Gegner, kaufte dreißig und trug für die Verbreitung derselben Sorge, um den verhaßten Aufklärer so recht zu beschämen. Sonnenfels' Frau war ganz zerknirscht; Eva König mochte gar nicht zu ihr gehen, um nicht das traurige Gesicht der Frau zu sehen, die sie von ganzer Seele bedauerte. „Um ihretwegen ist sie der Klotzin so böse als möglich. Sie verzeiht es ihr nicht, auch wenn sie durch die äußerste Noth zur Herausgebung der Briefe gebracht wurde."

Sonnenfels in seinem Briefe an Klotz hatte Lessing „den Ruhm eines guten Menschen" bestritten, Lessing nennt jetzt Sonnenfels einen „falschen und niederträchtigen Mann". Für die Nachwelt scheint Lessing's Wort in der That eine genug kräftige Abwehr des Sonnenfels'schen Ausfalles, den er ja doch bei objectiver Erwägung aller Umstände nur einem Freunde zuliebe that, bei welchem jede Absicht zu beleidigen ausgeschlossen war.

Für die Mitwelt freilich, von welcher ein großer Theil an dem Manne zu nergeln hatte, blieb das unvorsichtige Wort eine kräftige Handhabe zu allerlei Angriffen und Chicanen, mit denen er bei vielen Gelegenheiten verfolgt wurde.

So trug gelegentlich eines Maskenfestes der holländische Legationsprediger ein Briefträger-Costume und auf seinen Taschen waren Inschriften angebracht, wie: „Briefe auswärtiger Gelehrten an Klotz" oder „Briefe von Sonnenfels an Klotz". Frau König theilt außerdem mit, es seien scurrilische Briefe gegen Sonnenfels, Riedel und Andere im Umlaufe gewesen. Stephanie der Jüngere brachte den „Tadler nach der Mode" auf die Bühne, ein Stück, in welchem Sonnenfels unter dem

Namen „Hader" auf das häßlichste geschildert wird. Staatsrath Gebler gerieth über den Vorfall mit den Klotz'schen Briefen in solchen Schrecken, daß er mittels Circular alle seine Briefe zurückverlangte.

Im Uebrigen ist nicht zu verkennen, daß der Scandal für die zunächst Betheiligten viel rascher zu Ende war als für die Gesellschaft, welche den Vorfall noch geraume Zeit zur Medisance ausbeutete. Sonnenfels entschuldigte das böse Wort über Lessing bei Frau König und sowohl er, wie seine Frau gaben sich alle Mühe, das unangenehme Ereignis durch verdoppelte Freundlichkeit vergessen zu machen.

Hören wir Eva König selbst. Sie schreibt am 22. April 1773:

„Den Meisten, welchen ich Visite gemacht, habe ich gesagt, daß ich mir in den ersten vier Wochen ihre Gegenvisite verbäte, und so sind also sehr Wenige, die mich besuchen. Unter den Wenigen ist die Frau von Sonnenfels, die mich am fleißigsten besucht. Ihr Mann ist auch schon einige Male hier gewesen. Ich finde ihn sehr verändert, viel bescheidener. Endlich wird er einsehen, daß man nicht weise handelt, wenn man sich gar zu wenig um das Urtheil der Welt bekümmert."

Auch bei Lessing war der erste Zorn bald besänftigt. Zuerst hatte er allerdings die Absicht, Sonnenfels einen derben Brief zu schicken und ihn gleichzeitig drucken zu lassen, aber durch Frau König darüber aufgeklärt, daß Sonnenfels die Sache so außerordentlich lebhaft bedauere, und daß ihm daraus schon Verdrießlichkeiten genug erwachsen seien, gab er es auf.

„Auf wen Alle zuschlagen, der hat vor mir Friede," schrieb er. Damit war der Gegenstand für Sonnenfels erledigt und zwar so gründlich erledigt, daß alle directen Beziehungen zwischen Sonnenfels und Lessing von jetzt ab aufhörten. Sonnenfels hatte sich nun einmal als Freund seiner Gegner erwiesen; das genügte Lessing, sich von Sonnenfels für alle Zukunft abzuwenden. Uebrigens hatte auch Sonnenfels im Jahre 1773 oder 1774 auf einem Umwege erfahren, daß Lessing sich gegen dritte Personen in der Weise etwa wie in dem Briefe an Frau König über Sonnenfels ausgedrückt und somit trug wohl auch er kein Verlangen mehr, in nähere Beziehungen zu Lessing zu kommen.

Es hat auch thatsächlich ein persönliches Zusammentreffen der beiden Männer nicht stattgefunden. Was Franz Gräffer anläßlich

der im Jahre 1775 doch erfolgten Reise Lessing's nach Wien darüber erzählt, widerspricht der Wahrheit ganz und gar.

Die näheren Umstände dieses Aufenthaltes, sowie der zweiten Anwesenheit Lessing's in Wien sind durch Lessing's Biographen sowie durch die Forschungen Richter's vollkommen sichergestellt; Sonnenfels' Name wird jetzt von keiner Seite mehr mit der Berufung Lessing's combinirt. Es handelt sich also nur mehr um eine Recapitulation der in dem Vorstehenden auseinandergesetzten Thatsachen, um die Beantwortung der Frage: Liegen die Dinge so, daß Sonnenfels der Vorwurf gemacht werden muß, die Nichtberufung Lessing's verschuldet zu haben oder nicht?

Aus der vorstehenden Auseinandersetzung ergibt sich jedoch, daß

1. von verschiedenen Seiten private Versuche gemacht worden sind, fremde Literaten für Wien zu gewinnen,

2. daß ein directer Auftrag dazu von maßgebender, allerhöchster Stelle nicht ertheilt wurde,

3. daß Sonnenfels über die Berufung Lessing's niemals von maßgebender Seite befragt wurde,

4. daß auf keine Weise zu beweisen ist, es habe sich Sonnenfels gegen dritte Personen über die Berufung Lessing's in ablehnendem Sinne geäußert und

5. daß die Berufung Lessing's in den Jahren 1769 bis 1772 von maßgebender Stelle durchaus nicht ernst genommen wurde.

In diesen Conclusionen findet die oben aufgestellte Frage ihre Beantwortung. Es muß constatirt werden, daß die Beziehungen zwischen beiden Männern leider nicht die freundlichsten waren, daß aber Sonnenfels nie in der Lage gewesen ist, auf die Berufung Lessing's nach Wien Einfluß zu nehmen. Die Frage, was Sonnenfels gethan hätte, wenn er in der Lage gewesen wäre für oder gegen Lessing zu stimmen, ist meines Erachtens nach eine müßige. Wer sich damit beschäftigen will, muß die Antwort auf dem weiten Anger der Combination suchen und dabei verliert man nur den richtigen Weg.

Die Begegnung Sonnenfels' mit Lessing ist ein Schatten auf dem Charakterbilde des Ersteren, aber nur Lessing's Größe wirft ihn so scharf umrissen auf dasselbe zurück.

Jene nur möchte ich zum Schlusse noch abweisen, welche darüber klagen, daß die Nichtberufung Lessing's so außerordentlich bedauerlich für Oesterreich und die Literatur gewesen und in diesem Hinblicke geneigt sind, Steine auf Sonnenfels zu werfen.

Brauchte denn Lessing, so frage ich, Wien, um zu leisten, was er geleistet hat? Ist er denn nicht in Hamburg und Wolfenbüttel schon ohne Hofrathstitel und Akademie der Wissenschaften über alles Maß der deutschen Literaturgeschichte hinausgewachsen, so daß wir heute noch zu ihm als dem Einzigen mit Recht emporblicken?

Wozu also an der Riesengröße des Einen die Kleinheit des Andern messen, der ja mit seiner Kleinheit trotz alledem noch um ein Erkleckliches über das gewöhnliche Durchschnittsmaß der Menschen hinausragt?

Sonnenfels als Professor.

Nach dem vielversprechenden Anlaufe, welchen das erste schriftstellerische Auftreten Sonnenfels' genommen hatte, könnte es fast bedauert werden, daß er der schriftstellerischen Thätigkeit im eigentlichen Sinne des Wortes nicht erhalten blieb. Zwar, der Kern seines Wesens gelangte auch in der — man kann sagen: wider alles Erwarten rasch geänderten Berufssphäre zu schöner Entfaltung und wurde für Oesterreich bleibend nützlich; aber ich möchte doch glauben, daß Sonnenfels, ausschließlich auf das literarische Schaffen und speciell auf die Kritik angewiesen, noch Größeres geleistet hätte. Der Reformdrang, welcher den Mann beseelte, spricht sich deutlich genug auch in seinem Wirken als Lehrer und Staatsbeamter aus, allein man merkt doch zuweilen, wie die individuelle Kraft unter dem beengenden Drucke des Amtes, unter dem Zwange der staatlichen Ordnung, nach Selbstständigkeit ringt, wie sich die äußeren Verhältnisse nach und nach hemmend auf das individuelle Streben legen und aus dem aufstrebenden, das Höchste in's Auge fassenden jungen Manne zuerst einen akademischen Lehrer, dann einen Regierungsrath und schließlich einen Hofrath machen, der, noch verhältnißmäßig jung, sich grollend von der Antheilnahme an den großen, weltbewegenden Zeitfragen ausschließt.

Allerdings möchte Sonnenfels auch nicht zur lichten Höhe eines Lessing emporgestiegen sein, aber ich glaube, es ist auch so Grund vorhanden zu dem Bedauern, daß ihn das Schicksal Professor und Regierungsrath werden ließ.

Es war im November 1762, als infolge vorausgegangener mündlicher Unterhandlung wegen Berufung des Josef v. Sonnenfels

an die Wiener Hochschule, von der damals bestehenden nieder-österreichischen Hofkanzlei das erste Decret an Sonnenfels erlassen wurde, welches diesen Gegenstand in amtliche Verhandlung nahm.

Der Inhalt dieses ersten Erlasses an Sonnenfels ist uns jedoch nicht aufbewahrt geblieben, wohl aber jener des zweiten und zwar von der Studienhofcommission an ihn erlassenen Decretes vom 12. April 1763, womit Sonnenfels aufgefordert wurde, das Lehrbuch, welches er seinen Vorlesungen über die Cameralwissenschaften zugrunde zu legen beabsichtige, zu bestimmen und dasselbe nebst seinen eigenen Anmerkungen dazu der Studienhofcommission zur Einsicht vorzulegen. Diese Erklärung überreichte er Mitte Juni 1763 in einer an die Kaiserin Maria Theresia gerichteten Eingabe, aus welcher die bezeichnendsten Stellen hervorgehoben zu werden verdienen.

„Es sind bis auf das Schuljahr“ — heißt es darin — „mit welchem ich die Vorlesungen anzufangen wünsche, nur annoch vier und ein halb Monat, welche, wenn ich nicht die Nächte zu Hilfe rufe, kaum zureichen würden, mich noch weiter vorzubereiten, eine nothwendige Einladungsschrift, die Antrittsrede zu verfertigen und was dergleichen mehr ist; zudem kann ich wegen meiner Haus-Umstände, die sich mit dem neuen Amte nothwendig ändern müssen, keine Fürkehrung treffen, bis ich das a. h. Benennungsdecret erhalte und daraus ersehe, wie groß der Aufwand sein könne, den ich auf die zu der Cameral-Professur unentbehrlichen Bücher zu machen haben werde.

Als ich das erste Decret (jenes eben erwähnte vom November 1762) erhielt, mit welchem Ihro Majestät mich zu der Cameral-Professur zu bestimmen geruhten, so ward von mir über die Wahl des Lesebuches keine Erklärung gefordert; ich hätte mich also dem Verweise einer überklugen Voreilung ausgesetzt, wenn ich diesfalls meinen Vorschlag gemacht hätte. Meine Pflicht war blos, den künftigen Vortrag nach dem bestimmten Lesebuch einzurichten.

Obgleich nicht Jedermann des Justi Staatswirthschaft zu seinem Lesebuch gewählet, und vielleicht ich des Freiherrn v. Bielefeld Lehrbegriff der Staatsklugheit, wovon eine wohlgerathene Uebersetzung vorhanden ist, vorgezogen haben würde, wenn der Titel des Buches für die Bescheidenheit des Lehrers nicht zu prächtig gewesen wäre, so

glaube ich jedoch die Gründe einzusehen, welche die Wahl dieses Buches festgestellt haben dürften."

Nun erörtert Sonnenfels eingehend die Gründe des Justi'schen Buches als Leitfaden bei seinen Vorträgen; dann heißt es weiter:

„Die berühmtesten Schriftsteller, deren Werth durchgehends erkennet wird, als l'Esprit des Lois, les Elémens du Commerce, la Théorie et la pratique du Commerce, l'Essai sur le commerce de M. Meton, le Traité Général du Commerce par Ricard, les Réflexions politiques sur les Finances et sur le Commerce, les Discours politiques de David Hume, nebst verschiedenen vortrefflichen teutschen und wälschen Schriftstellern waren meine Führer; sie haben mir die allgemeinen Grundsätze geborget.

Ich wage es schlüßlichen E. K. K. A. M. auf das allerehrerbietigste vorzustellen, daß ich vielleicht der Einzige bin, der bei einer Anwendung, die selbst bis zu dero geheiligtem Throne zu bringen das Glück hatte, noch keine thätigen Folgen der Allerhöchsten Gnade gespüret habe.

E. K. K. A. M. verhießen durch eine emanirte Generalem, denjenigen bei dero Stellen einen gewissen Vorzug, die aus allen Gattungen der Rechte Zeugnisse der ersten Classe erhalten würden. Ich erhielt solche in unterscheidenden Ausdrücken und hatte bei dem obersten Justiz- und geheimen Rathe Gr. v. Hartig eine zweijährige Praxim erworben, aber ich war bei meinen oftmaligen Ansuchen nie so glücklich irgend angestellet zu werden.

Man sagte meinem Vater, der nun auch schon so lange Jahre als hebraischer Interpret ohne Salario dienet, daß er nach seinem Hintritt keinen Nachfolger haben würde, dessen Nothwendigkeit sich doch in so vielen Gelegenheiten offenbarte. Ich ließ mich willig finden, die weit aussehendste Wissenschaft, von welcher ich dazu kein Salarium zu hoffen hatte, auf mich zu nehmen und ich brachte es durch rastlose Anwendung dahin, daß ich meinem Vater wirklich als Interpret adjungiret, die kleine Aufmunterung eines Regierungs-Secretairs-Charakters aber mir dennoch versagt ward.

Man warf den österreichischen Schriftstellern in Sachsen und Brandenburg vor, daß sie zu einem verständlichen, teutschen reinen Aufsatze unfähig wären. Ich unternahm es, diesen Vorwurf zu wider-

legen. Ich widmete mich der deutschen Literatur, machte einige hier wohlbekannte Aufsätze, die ich auswärts sandte, und es gelang mir, nicht nur öffentlich ihren Beifall zu erhalten, sondern ich habe noch von einem unserer größten Männer, dem Professor Gellert, ein Schreiben in Händen, das für mich so schmeichelhaft ist, daß ich es aus Bescheidenheit hier nicht einrücken darf.

Auch meine diesfällige Anwendung bin ich nicht so glücklich für den Allerhöchsten Dienst zu nutzen, so sehr ich dieses unter den uneigennützigsten Bedingnissen auch gewünscht und gesucht habe.

E. K. K. A. M. geruhten mich endlich zu der Cameral-Professur anzuweisen: ich hatte damals einen meiner Anwendung zwar gar nicht angemessenen Dienst bei der k. k. Arcieren-Garde, und von diesem ein kleines Gehalt von ungefähr 450 Gulden: die Wissenschaft, die nun mein Beruf ward, forderte meine ganze Zeit eigen und ward mit meiner bekleideten Stelle unverträglich. Ich mußte also diesen kleinen Genuß fahren lassen, um mich hieher ganz zu widmen.

Ich mußte mir eine Menge neuer Bücher anschaffen; ich ward außer Stand gesetzt, sonst irgend etwas zu verfolgen und ich sehe mich in den betrübten Umständen, kein Brod zu haben, als was mir nun schon durch so lange Jahre bis in mein 30. die Liebe meines Vaters reichet.

Geruhen E. K. K. A. M. nun endlich meine so vielfältige Anwendung in Gnaden anzusehen und mir die gedachte Cameral-Professors-Stelle allermildest zu verleihen. Meine ehemalige Anwendung wird gewissermaßen zum Bürgen, daß ich inskünftige mich bestreben werde, damit die Allerhöchste Gnade keinem Unwürdigen zu Theil geworden sei. Ich ersterbe in allerunterthänigster Erniedrigung E. K. K. A. M. allerunterthänigst allergehorsamster J. v. Sonnenfels.

Diese Eingabe überreichte Sonnenfels der Studienhofcommission mit der Bitte um unterstützende Einbegleitung an den Staatsrath.

Die hierüber an den obersten Kanzler Grafen Rudolf v. Chotek unter dem 27. October 1763 ergangene a. h. Entschließung lautete:

„Wessen sich sowohl die Cammer, als der Commercienrath über die anbei wiederum zurückfolgende Arbeit des Sonnenfels geäußert haben, ist aus denen abschriftlichen Anlagen des mehreren zu ersehen

und sind die darinnen enthaltene monita dem ernannten Sonnenfels in schicksamer Art mitzutheilen, derselbe aber zugleich anzuweisen, daß er seine nach und nach zu stande bringende Vorlesungen denen Stellen zu ihrer Einsicht weiter vorlegen solle; da ich nun beschlossen habe, daß diese Lehrschule mit dem nächst eintretenden Schuljahre sogleich eröffnet werden solle, so ist solches in allen meinen Ländern mit dem Anfügen bekannt zu machen, daß jene, welche solches besuchen und in diesen Wissenschaften einen guten fortgang machen würden, vor andern zu landesfürstlichen Diensten würden aufgenommen werden; wie dann auch einige deren in dem Chaosischen Stift befindlichen jungen Croaten zu Besuchung dieser Schule ausdrücklich anzuweisen sind.“

Die Kaiserin aber hatte in ihrem Feuereifer für die bald mögliche Errichtung des fraglichen vorerst der philosophischen Facultät überwiesenen Lehrstuhles vergessen, Sonnenfels das Ernennungsdecret ausfertigen zu lassen. In dem Verhandlungsacte der Studienhofcommission über die a. h. Entschließung vom 27. October 1763 heißt es denn auch: „Wie die gesammte Priora ausweisen, so ist zwar keine positive a. h. Resolution vorhanden, kraft welcher der von Sonnenfels zum Professor derer Cameral-Wissenschaften ernennet worden wäre; aber nach dem inhalte der obigen a. h. Entschließung, und nachdem I. M. dem von Sonnenfels auch zu erkauffung deren benöthigten Bücher bereits 800 Gulden anzuweisen geruhet haben, so kann man an seiner Bestimmung zum Professore gedachter Lehrschule nicht wohl einen Zweifel tragen.“ Nach dem Inhalte des von Sonnenfels gewählten Lehrbuches habe man fernerhin „vermeinet, daß die neue Lehrschule genennet werden könnte Lehrschule derer Polizei- und Cammeral-Wissenschaften“.

Nun erhielt Sonnenfels am 31. October 1763 das Anstellungs-Decret. Dem Rector, der Studienhofcommission, dem Consistorium der Wiener Universität, der n. ö. Regierung, den sämmtlichen Länderstellen und der Commission für milde Stiftungen wurde die Ernennung mit dem Bemerken bekannt gegeben: „Ihro k. k. a. M. haben sowohl vor dero a. h. Dienst ersprießlich zu sein, als zu besonderem Nutzen der Jugend zu gereichen befunden, daß solche in Zeiten unter anderem auch in denen Polizei- und Cameral-Wissenschaften unterrichtet, und

derselben die ächte Grund-Sätze, auf was weis die Staats-Wirthschaft in allen ihren Theilen zu besorgen sei, beigebracht werden."

Schon in den nächsten Wochen begann Sonnenfels seine Vorlesungen vor einem nicht unansehnlichen Zuhörerkreise, welcher der glänzenden Rhetorik des neuen Professors und der methodisch klaren Darstellung seiner neuen Wissenschaft bald Geschmack abzugewinnen wußte und das Interesse für den Gegenstand schnell zur Anhänglichkeit an die Person des Lehrers steigerte.

Allein wie man früher auf das Anstellungsdecret vergessen hatte, vergaß man jetzt auf die Gehaltsanweisung für Sonnenfels. Dieser sah sich gezwungen, die Vermittlung der Studienhofcommission in Anspruch zu nehmen, welche in einem Vortrage vom 18. Februar 1764 vorstellte, daß Sonnenfels „bereits durch drei Monate das ihm allergnädigst anvertraute Lehramt versehe, ohne daß ihm ein gewisser Gehalt, wozu demselben jedoch gleich das anfängliche Anstellungsdecret die Hoffnung gegeben hatte, bis anhero bestimmet worden wäre. Die ansehnliche Zahl seiner Zuhörer und der von ihnen in oberwehnten Wissenschaften machende stattliche fortgang beweise seinen fleiß und Anwendung". Sonnenfels habe zugleich erklärt, daß soweit es den Gehalt betreffe „er dessen Bestimmung dem allerhöchsten Gutbefund überlasse". Auch die Studienhofcommission machte diesbezüglich keinen ziffermäßigen Vorschlag. In Folge dessen dotirte Maria Theresia, sich selbst überlassen, die neue Professur am 11. März mit dem bescheidenen Jahreseinkommen von fünfhundert Gulden, erhöhte diese Summe jedoch schon am 14. April auf zwölfhundert Gulden nachdem sie durch ein Mitglied des Staatsrathes, Baron König, auf die Unzulänglichkeit des ausgeworfenen Gehaltes aufmerksam gemacht worden war.

Im nächsten Jahre — 29. Juni 1765 — erhielt Sonnenfels eine neue Gehaltsaufbesserung, so daß er von jetzt an 2000 Gulden bezog und nur die Verpflichtung mit übernahm, „auch in dem Theresiano die Vorlesungen zu halten".

Schon drei Jahre hatte Sonnenfels unter fortwährenden Begünstigungen von Seite seiner Monarchin das mit den schönsten Hoffnungen übernommene Lehramt unter rasch wachsendem Erfolge versehen. Bald aber zeigte sich, wie dornenvoll zugleich der von ihm betretene

Pfad war. Die auf dem staatswissenschaftlichen Gebiete zu durchgreifender Umgestaltung der bisherigen Anschauungen drängenden neuen Lehrsätze, welche in England und Frankreich unter lebendiger, geistiger Bewegung bereits allgemeine Verbreitung gefunden hatten und denen nun durch Sonnenfels auch in Oesterreich Eingang und Bürgerrecht errungen werden sollte, standen hier mit den einheimischen Ansichten allzu sehr im Widerspruche, als daß nicht die ersten Kundgebungen derselben nach außen hin anfangs mit Ueberraschung und Bestürzung, bald aber mit geharnischter Gegenwehr aufgenommen werden sollten.

So entwickelte sich bald ein Zusammenstoß gegensätzlicher Ideen, ein Kampf des Bestehenden mit dem Neuen, ein Kampf zweier Systeme, der erst spät versöhnenden Ausgleich finden sollte.

Sonnenfels, als Vertreter der neu creirten Lehrkanzel, mußte also, wie er äußerlich an die Spitze der Reformation gestellt war, mit Nothwendigkeit auch als Vertreter des geistigen Inhaltes derselben erscheinen und sich die Gegnerschaft der Repräsentanten des alten Systems zuziehen, an deren Spitze die Grafen Migazzi und Chotek standen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Sonnenfels seinen Posten als Vertreter der Aufklärungsidee mit Energie und Anstand ausfüllte und daß Oesterreich stets Ursache haben wird, seiner Lehrthätigkeit und der von ihm ausgehenden Schule in dankbarer Anerkennung zu gedenken; allein die Unbefangenheit erfordert, das soeben ausgesprochene Lob durch die nachstehende Erwägung zu begrenzen.

Als Sonnenfels zum Lehramt berufen werden sollte, handelte es sich um ein eminent praktisches Staatsbedürfnis. Der siebenjährige Krieg war eben seinem Ende nahe und es galt, rasch die geeigneten Mittel zur Heilung der zahlreichen Wunden zu finden, welche der lange Krieg dem Vaterlande geschlagen hatte. Mit Berathungen und Enquêten wäre nichts geholfen worden, denn die Zeit drängte; glücklicherweise fand sich das richtige Schlagwort zur richtigen Stunde. Der Volkswohlstand [1]) sei zu fördern und dadurch auch das Einkommen des Staates zu mehren — so hieß es, und die Entwicklung des Handels stand dabei in erster Reihe. Staatsrath Borié, einer der ersten Gönner

---

[1]) Arneth, Maria Theresia's letzte Regierungsjahre. Bd. III, Seite 202.

Sonnenfels', war der Meinung, daß eine periodische Schrift, den Handelsinteressen gewidmet, und eine Lehrkanzel zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse im Commercewesen von sehr großem Nutzen sein könnten. Auf seinen Antrieb entwarf Sonnenfels eine Denkschrift, die wohl kein anderer als Borié selbst der Kaiserin übergab. In dieser Denkschrift setzte Sonnenfels auseinander, in welcher Weise er in der zu begründenden Zeitschrift die österreichischen Handelsinteressen zu besprechen gedenke. Seine Explicationen fanden Beifall und trugen ihm, als das Project der Zeitschrift durch den Plan der neuen Lehrkanzel ersetzt wurde, die Professur an der Hochschule ein.

Die Aufzählung dieser Thatsachen genügt, um zu beweisen, daß Sonnenfels ganz unvermuthet und plötzlich sich in eine Berufssphäre versetzt sah, die ihm trotz der vorausgegangenen juridischen Studien bisher so ziemlich fremd gewesen, deren wissenschaftliche Begründung und Vertiefung erst Sache der Zukunft sein mußte. Es handelte sich aber, wie schon oben bemerkt, um ein vorzugsweise praktisches Staatsbedürfnis und das gerade kam der Individualität des erwählten Professors außerordentlich zu statten. Eine gewisse Findigkeit in allen praktischen Fragen des Lebens bildete einen Grundzug seines Wesens und dieser spiegelt sich auch in der Lehrthätigkeit des Mannes mit nicht zu übersehender Aufdringlichkeit wider. Findig und praktisch — praktisch für seine Zeit — ist das von Sonnenfels aufgestellte national-ökonomische System in allen seinen Details, die wissenschaftlich-einheitliche Basis desselben ist aber wohl kaum herzustellen; man sieht dem Ganzen förmlich die mühsame Composition der Theile an. Es erschien im Drucke in drei Abschnitten, und zwar als Polizeiwissenschaft (1765), Handlungswissenschaft (1768) und Finanzwissenschaft (1776), erlebte mehrere Auflagen und blieb als Lehrbuch bis zum Jahre 1848 vorgeschrieben.

Der projectirte Umfang meines Buches gestattet nicht, das soeben zum Ausdrucke gebrachte allgemeine Urtheil über Sonnenfels' Lehrsystem durch eine in's Detail gehende Analyse zu motiviren, allein ich denke diesen Zweck durch eine generelle Charakteristik, durch Hervorhebung von Schlagworten zu erreichen.

Sonnenfels greift in alle Gebiete wissenschaftlicher Theorien, welche mit dem Staate in Zusammenhang stehen und construirt sich daraus

als allgemein politische Ansicht einen durch philanthropische Ideen gemilderten Absolutismus als Staatsideal.

Wir nennen dasselbe heute kurzweg Josefinismus.

Den Ursprung des Staates erklärt Sonnenfels im Sinne Rousseau's, dem er auch die Mottos zu seinem Lehrbuche entlehnt. Er vergleicht somit auch wie Rousseau den Staat mit dem Organismus des menschlichen Körpers. Weil aber die „Unwiderstehlichkeit das Wesentlichste der obersten Gewalt ist, so sind die vom Gesammtwillen ernannten Regierungen ebenso unbeschränkt, wie es der Wille war, an dessen Stelle sie getreten". Daraus folgert er, daß auch die Religion keine positive Beschränkung des Herrscherwillens, sondern nur ein „Leitriemen" in der Hand des Regenten sei, bei dessen Anwendung in der Praxis eine gewisse Vorsicht nöthig ist. Freigeisterei ist auch ein politisches Verbrechen, die Büchercensur eine der nothwendigsten Polizeianstalten. Die Frage der Schuld oder Unschuld soll nur durch Einstimmigkeitsbeschluß des Richtercollegiums entschieden werden; die Advocaten sind von Staatswegen zu besolden; die Pensionen der Staatsbeamten gründen sich auf Rechtsansprüche, keineswegs auf Herrschergnade. Jedes veraltete Gesetz muß ausdrücklich durch ein neues aufgehoben werden — eine These, welche der moderne Liberalismus zu der seinigen gemacht hat, die aber mit dem Kerne der Sonnenfels'schen Principien im Widerspruche steht.

Oberster Zweck des Staates ist die Wohlfahrt seiner Bewohner: das Staatsglück. Durch möglichst große Bevölkerung wird dieses Ziel am besten erreicht, denn „je zahlreicher die Gesellschaft desto häufiger werden die Bedürfnisse, desto mannigfaltiger die Erzeugnisse; desto leichter erhält also Jeder seine Bedürfnisse und Gemächlichkeiten."

Alle Mittel, welche zur Beförderung der Populationsvermehrung beitragen, fördern also den Staatszweck und werden von Sonnenfels empfohlen. Es darf demnach Niemand zum Auswandern gezwungen werden, Heiraten sind so viel als möglich zu befördern, die Väter müssen so viel als möglich zur Heiratsdotirung der Söhne verpflichtet werden. (Sonnenfels lobt auch die Keuschheits-Commissionen Maria Theresia's, weil sie auf der Absicht beruhen, die Eheschließung zu befördern.) Gebärhäuser, in denen gefallene Mädchen ihre Schande

verbergen können, werden zu den nothwendigsten Anstalten gerechnet. Jede solche Mutter soll, wenn sie das Haus verläßt und bedürftig ist, 10 Rheinthaler erhalten „für das Geschenk, das sie dem Staate gemacht hat". Auch die Findelhäuser werden energisch vertheidigt. Ueberhaupt erklärt sich Sonnenfels für absolute Gleichberechtigung der unehelichen Sprossen mit den ehelich Geborenen.

Jedes Staatsmitglied hat die Pflicht zu arbeiten; daher darf der Faule vom Staate aus zur Arbeit angehalten, muß der Arbeitsunfähige durch den Staat unterstützt werden. Bettler sind nicht zu dulden, Müßiggänger zu strafen, das viele Studiren ist zu verhüten.

Die vielen katholischen Feiertage, deren Ueberzahl sowohl das Product der Volksarbeit im Allgemeinen, als auch den Arbeitslohn schmälert, sind einzuschränken [1]). Maschinenarbeit ist nur dann zu gestatten, wenn sie die Beschäftigung für die Arbeiter nicht vermindert.

Betreffs des internationalen Handelsverkehres unterscheidet er eine numerische Bilanz von der Bilanz des Vortheiles. Erstere hat jenes Volk voraus, welches im Verkehre die größere Geldsumme ausbezahlt erhält; die Vortheilsbilanz hingegen dasjenige, welches durch den betreffenden Verkehr die größere Menschenanzahl beschäftigt. Wenn z. B. Oesterreich für $2^1/_2$ Millionen Diamanten von Portugal kauft und für 2 Millionen Leinwand dahin verkauft, so hat es die numerische Bilanz gegen sich, die des Vortheils für sich. Letztere muß also der Staat zu erreichen bemüht sein.

Als Hauptmaßregel der Volkswirthschaftspolitik empfiehlt Sonnenfels ein System von Prämien, Steuerfreiheiten und Steuerprägravirungen, um die Thätigkeit der Unterthanen in die vom Staate gewünschten Bahnen hinein oder aus den vom Staate nicht gewünschten herauszuleiten. Zölle sind in der Hand des Monarchen das Mittel, dem vaterländischen Handelsverkehre Vortheile zuzuwenden.

Die Wucherfrage behandelte Sonnenfels in einer eigenen, seinem ehemaligen Schüler, dem Hofrathe Franz Georg Ritter v. Keeß [2])

---

[1]) Die Forderung wurde schon 1752 von Maria Theresia an den Papst gestellt.

[2]) Franz Georg Ritter v. Keeß, geboren am 11. Januar 1747 in Wien, gestorben zu Brunn am Gebirge am 6. August 1799, Hofrath und Referent bei

gewidmeten Abhandlung: Ueber Wucher und Wuchergesetze (1789). Daß ein gesetzliches Maß der Zinsen nicht allgemein giltig sein kann, ist ihm klar, doch soll „ein sehr hoher Zinsfuß", etwa das Doppelte des gewöhnlichen, immer noch als Wucher fortgelten. Wie jedes andere Eigenthum, soll der Staat auch das Geldeigenthum gegen Mißbrauch schützen. Der Wucher soll nicht nur klagbar gemacht, sondern auch durch den Verlust gewisser Ehrenrechte gestraft werden, wenn aber ein Schuldner fälschlich eine Anklage wegen Wuchers gegen seinen Gläubiger macht, so soll der Ankläger eine körperliche Züchtigung erleiden; ein muthwilliger Cridatar soll seinen Gläubigern als Leibeigener zufallen.

In der Landwirthschaft befürwortet er die Cultur im Kleinen, weil sie mehr Menschen beschäftigt als die große. Große Güter sind also in kleine zu zerlegen und der Staat hat damit den Anfang zu machen. Jedes längere Zeit nicht angebaute Grundstück wird Eigenthum des Staates, große Gärten und Parks sind als unnütz zu cassiren, für die Ausfuhr von Getreide Geldprämien zu bewilligen. Die schrankenlose Bereicherung der Klöster ist verwerflich, die Seelsorger müssen vom Staate aus besoldet werden.

Der national-ökonomische Werth der einzelnen Gewerbe hängt davon ab, ob sie vielen oder wenigen Individuen Beschäftigung gewähren. Jene Industrie ist für den Nationalwohlstand am meisten werth, welche einheimisches Rohproduct verarbeitet. In diesem Sinne ist die Zollpolitik einzurichten, doch darf der Schutz für die einheimische Industrie nicht bis zu Einfuhrverboten fertiger Fabricate gehen; durch solche würde die heimische Industrie allzu sorglos werden. Sehr hohe Zölle begünstigen nur den Schmuggel.

Mit der allergrößten Entschiedenheit spricht sich Sonnenfels gegen die Concentrirung des Gewerbes und der Industrie in den großen Landeshauptstädten aus.

Den Zünften gegenüber nimmt er den gewöhnlichen Aufklärungsstandpunkt seiner Zeit ein. Er verwirft die üblichen Unehrlichkeitsbegriffe,

der Compilations-Hofcommission, ein vorzüglicher Justizbeamter, welcher insbesondere bei Kaiser Josef in hohem Ansehen stand. Er war auch schriftstellerisch thätig; die Gerichtsordnungen der cisleithanischen Provinzen und eine große Zahl anderer Gesetze entstanden unter seiner Redaction.

will aber die Lehrjahre und Meisterstücke nicht abgeschafft, sondern blos von Ausartungen gereinigt wissen. Auch die Wanderschaft soll fortdauern und zwar unter Aufsicht und mit Beihilfe des Staates.

Die ungleiche Vertheilung des Reichthums erscheint unserem Professor als das eigentlich einigende Band der Gesellschaft. Mit diesem Satze erräth er förmlich das Schlagwort der modernen Realphilosophie: den Kampf um's Dasein.

Jedes Volk muß seine gesammten Kräfte in praktische Anwendung bringen, oder es geht abwärts. Märkte sind eher schädlich, als nützlich; die (im 18. Jahrhunderte sehr beliebte) Colonialpolitik ist verwerflich, weil für die Dauer unhaltbar.

Jeder Unterthan des Staates ist verpflichtet, die Steuern zu bezahlen, Ausnahmen sind durchaus unstatthaft. Keine Steuer kann ersonnen werden, die nicht mittelbar oder unmittelbar eine Vertheuerung der Bedürfnisse erweckte. Ordentliche Steuern sind die Grundsteuer, die Verzehrungssteuern und eventuell die Häusersteuer; als außerordentliche Steuern empfiehlt Sonnenfels nur Abgaben von Luxusgegenständen und von den größeren Geldeinkünften.

Es ist unschwer zu begreifen, daß das vorstehend charakterisirte Staatsprogramm, so wenig es dem heutigen Stande der politischen Wissenschaften entspricht, doch sämmtliche Anhänger der alten österreichischen Staatsschule gegen sich in's Feld rufen mußte. Dem Liberalismus — und diesen in des Wortes weitestem Sinne vertritt Sonnenfels — war eben bis zur Stunde auch nicht das kleinste Plätzchen eingeräumt worden, kein Wunder daher, daß der Sturm gegen Sonnenfels von allen Seiten losbrach.

Unser Professor hielt allen Angriffen wacker Stand und wich selbst vor der Studienhofcommission nicht zurück, als diese halbpart mit dem Erzbischof Migazzi machte und dem unerschrockenen Professor und Schriftsteller Hindernisse aller Art in den Weg legte. Sonnenfels hatte die Genugthuung, bald selbst ein Mitglied dieser Commission zu werden und auf diese Weise gelang es ihm leicht, die Opposition von dieser Seite unschädlich zu machen.

Ehe er jedoch so weit kam, hatte er noch manchen harten Strauß auszufechten.

Nachdem er schon im Januar 1767 auf Betreiben seiner Gegner eine Verwarnung der Kaiserin erhalten hatte, gab es im Sommer desselben Jahres einen neuen Anstand, welchen die Inauguralthesen des schon vorher erwähnten Doctoranden Franz Georg v. Keeß veranlaßten.

Eine Anzahl derselben wurde von den Anhängern der alten Schule für anstößig befunden und die böhmische und österreichische Hofkanzlei, sowie die Studienhofcommission gegen Sonnenfels zu Felde geführt. Der Cardinal Migazzi unterstützte die Action gegen Sonnenfels durch eine längere motivirte Immediateingabe an die Kaiserin.

Maria Theresia forderte von der Studienhofcommission wie von der Bücher-Censurscommission ausführliche Gutachten über die dem Sonnenfels, beziehungsweise seinem Schüler beanständeten Thesen ab und erledigte die ganze Angelegenheit durch eine Entschließung vom 17. November 1767, aus welcher hervorgeht, daß die Kaiserin, wenn sie auch nicht ganz auf Sonnenfels' Seite stand, doch auch nicht unbedingt seinen Gegnern Recht gab.

Eine kleine Verwarnung mußte Sonnenfels aber doch wieder mit in den Kauf nehmen und als Sieger durfte er sich noch lange nicht betrachten.

Bisher hatte er sich gegen die Stöße seiner Gegner nur abwehrend verhalten; jetzt aber, nach der zweiten Verwarnung der Herrscherin, entschloß er sich, gewiß auf den Gerechtigkeitssinn Maria Theresia's bauend, zu einem Ausfalle seinerseits und überreichte der Kaiserin ein längeres Memorandum, in welchem er seine bisherige Lehrthätigkeit einer ausführlichen Erörterung unterzog und zum Schlusse bat:

„Geruhen E. k. k. A. M. a. gn. anzubefehlen:

Erstens. Ob ich die Handlungs- und Finanzsätze, welche jedes ein klein besonderes Bändchen, gleich der Polizei, ausmachen werden, nach denjenigen Grundsätzen zu bearbeiten habe, welche ich für die echten erkenne: ohne darauf zu sehen, ob sie mit der gegenwärtigen Verfassung übereinstimmen oder derselben widersprechen.

Zweitens. Ob ich zur Erörterung nicht hie und dort und wenigstens in den Fällen, wo die Anstalten mit den Grundsätzen übereinstimmig sind, Beispiele aus dero eigenen Staaten, ungefähr wie in

der Polizei, beizusetzen haben würde; welches für die Zuhörer von einem weit verbreiteten Nutzen sein dürfte und in welchem Falle es in E. M. a. h. Gnade beruhen wird, auf welche Weise mir von der Commerz- und Finanzverfassung die erforderlichen praktischen Kenntnisse zufließen möchten; und da

Drittens unmöglich ist, daß alle einzelnen Sätze, die als Folgen in dem vorhergehenden enthalten sind, ausgesetzet werden können, diese aber sowol in dem mündlichen Vortrage ergänzt als zum Wechsel in den Streitsätzen angemerket werden müssen, so habe ich auch hierinnfalls mir eine a. gn. Vorschrift a. u. zu erbitten."

Und die Kaiserin?

Wir sehen sie in der Entscheidung zwischen Sonnenfels und seinen Gegnern einen wahrhaft staatsmännischen Geist entfalten. Weit über die gewohnten Anschauungen ihrer Zeit wirft sie ihren Blick aus dem heftigen Widerstreite der gegnerischen Richtungen in die Zukunft, klar erkennend, wer Recht habe. Sie decretirt am 17. November 1767:

„Der Sonnenfels ist auf die in dem Schluß seines anliegenden Memorials bemerkte drey Fragen durch die Studiencommission und zwar:

Ad I^mam^ zu verbescheiden, daß er nach denjenigen Grundsätzen, welche er für die ächten hält, arbeiten, die beiden Abhandlungen aber, ehe solche zum Druck befördert werden, denen betreffenden Stellen zur Einsicht übergeben solle.

Daß er ferner ad II^dam^ in denen Fällen, wo die Anstalten in dem Staat mit den theoretischen Grundsätzen übereinstimmen, die Beyspiele und die diesfällige Gesetze beyfügen solle. Zu welchem Ende dann die Secretarien und Registratores des Commercien-Rathes anzuweisen seien werden, daß ein Jeder deren, die von dem gedachten Sonnenfels respectu der Handlungs-Gesätze entworfene Sätze durchlesen und bey denen Punkten, wo solche mit denen in dem Staat schon bestehenden Anstalten übereinstimmen, ein solches anmerken, auch ihm, Sonnenfels, der sich hierwegen bey ihnen zu melden haben wird, davon die diensame Auskunft ertheilen sollen.

Was die dritte Frage anbelanget, so hat zwar die Schulfreyheit einzutreten, doch aber hat sich der Lehrer jederzeit einer vernünftigen Mäßigung zu gebrauchen. Maria Theresia."

Durch diese Entschließung hatten die Bestrebungen Sonnenfels' gewissermaßen Autoritätsboden erhalten; seine Gegner konnten nicht mehr offen gegen ihn auftreten und mußten zu Hinterlist und Winkelzügen greifen, um dem Vertrauensmanne der Kaiserin, welcher sich auch das Vertrauen des Mitregenten Josef durch seine entschieden aufklärerische Haltung zu erwerben wußte, zu schaden.

Trotz aller Gegnerschaft, die er sich in der nächsten Zeit auch von Seite des Theaters auf den Hals zog, wurde seine Stellung von Tag zu Tag fester und sicherer. Ende 1768 oder Anfang 1769 durfte er es schon wagen, um den Charakter eines wirklichen Regierungsrathes einzuschreiten. Maria Theresia erfüllte seine Bitte und bewilligte ihm überdies eine Gehaltszulage von 400 Gulden. Fast gleichzeitig mit dieser Ernennung war seine Berufung zum Theatercensor und in die Bücher-Censurscommission, die er noch kurz zuvor durch seine Abhandlung: „Von der Theuerung in den Hauptstädten und dem Mittel, derselben abzuhelfen“ in Harnisch gebracht hatte. Die Censur hatte ihm die erwähnte Abhandlung beanständet und Sonnenfels hatte nichts Eiligeres zu thun, als sie in Leipzig mit einer geharnischten Vorrede drucken zu lassen. Nun trug freilich die Censurscommission, als die Abhandlung eintraf, sofort auf Vernichtung der Exemplare an, allein Kaiser Josef, welcher den Antrag zu erledigen hatte, ließ das Werkchen mit Hinweglassung der anstößigen Vorrede passiren und drückte Sonnenfels gleichzeitig sein gnädigstes Wohlgefallen über die von ihm mit gleicher Gründlichkeit und Deutlichkeit verfaßten beiden ersten Theile seines Lehrbuches der Polizeiwissenschaften aus. Dasselbe wurde sofort allen Universitäten als Lehrbuch vorgeschrieben und überdauerte noch die nächsten vier Regierungen.

Jetzt war die Zeit rückhaltloser Anerkennung für Sonnenfels gekommen. Auszeichnungen auf Auszeichnungen erhielt er, Würden auf Würden wurden ihm zu Theil.

Auch die Studienhofcommission, vor Kurzem noch seine heftige Gegnerin, mußte sich entschließen, ihn in ihre Mitte aufzunehmen, Kaiser Josef selbst hatte die Sache angeregt und, nachdem sich die Commission ein Jahr lang mit verschiedenen Ausflüchten dagegen gewehrt hatte, auch durchgesetzt.

Seine Gegner ruhten zwar niemals und benutzten jede Gelegenheit, dem „Aufklärer" zu schaden. Bald war es die anstößig gefundene These irgend eines der Schüler Sonnenfels', mit welcher man ihn zu verdächtigen suchte, bald ein Satz aus seinen eigenen Schriften, den man gegen ihn in's Feld führte; ja sogar seine Gehaltsbezüge wurden zur Veranlassung genommen, um einen Verdacht gegen ihn hervorzurufen.

Es ist uns durch Feil[1]) eine Eingabe Sonnenfels' vom Jahre 1776 erhalten, in welcher diese Bestrebungen gründlich beleuchtet werden. Sie enthält zugleich die ganze äußere Geschichte der Lehrthätigkeit Sonnenfels' bis zu diesem Zeitpunkte; ich theile sie daher ihrem vollen Inhalte nach mit.

Sonnenfels schreibt:

„Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste Römische Kaiserin!

Auf allerhöchsten Befehl Eurer kais. kön. apostol. Majestät ist von mir die Auskunft abgefordert worden, warum ich, da ich in der k. k. Akademie keine Vorlesungen mehr halte, dennoch den ganzen Gehalt beziehe? Ich verhehle es vor dem Throne Eurer Majestät keineswegs, daß es mir schwer fällt, diesem Auftrage die schuldigste Folge zu leisten: ich werde dabei das Andenken der Wohlthaten zurückrufen müssen, welche ich von der Huld Eurer Majestät empfangen habe. Mein Herz erfüllt diese Pflicht mit wahrem Entzücken täglich; aber ich werde zugleich auch die Anlässe erwähnen müssen, welche den Blick meiner Monarchin auf einen unbekannten, schutzlosen, von Niemandem empfohlenen Mann gezogen, die Ursachen, durch welche Eure Majestät bewogen worden, diese Wohlthaten über mich zu verbreiten; das ist, ich werde die Geschichte meiner Verwendung und des Fortgangs, welcher meine Verwendung gekrönt, entwerfen müssen, das ist der bedenkliche Theil der abverlangten Auskunft. Der bescheidene Mann bestrebt sich, die Wahl, die ihn zu einem Amte berufen, durch seinen Fleiß zu rechtfertigen, er bestrebt sich seine Pflicht zu erfüllen; aber er vermeidet es, selbst davon zu sprechen, und was er etwann zu leisten Gelegenheit

[1]) Mitgetheilt in: „Bilder aus der Heimat". Hgg. von Karl August Schimmer. 2. Ausgabe. Wien 1853.

gehabt, als Verdienste anzurechnen, er hat von dem Worte Pflicht einen zu weitreichenden, einen zu erhabenen Begriff, und hält dafür, daß er Alles leisten muß, was er nach dem Maße seiner Fähigkeit und der Veranlassung seines Standortes nur immer leisten kann.

Vielleicht habe ich diesen Grundsätzen, von welchen ich mich sogleich, als meine Ueberlegung zu reifen anfing, durchdrungen, von denen meine Verwendung gleichsam den ersten Anstoß erhalten hatte, vielleicht habe ich es ihnen zum Theil zuzuschreiben, daß es Eurer Majestät gefällig war, mich in gegenwärtige Umstände zu versetzen, die mich über alle Sorge hinwegsetzen würden, wenn mir in den ersteren Jahren meiner Anstellung ein nur meinen Bedürfnissen zureichender Gehalt zu Theil geworden wäre. Aber meine erste Anstellung war mit einem größern Ruhme, als wirklichem Vortheile verknüpft. Ich hatte das politische Lehramt nicht gesucht; ich ward von Eurer Majestät mittels eines Hofdecretes dazu berufen: ich hatte einen Beweis, daß ich dasselbe zu bekleiden fähig sei, abgelegt, welcher mir den Beifall aller dero Hofstellen, und die mit einer Belobung begleitete Anstellung erwarb; jedoch als es um meinen Gehalt zu thun war, fand die damalige Rechenkammer, daß ich mit 500 Gulden zureichend besoldet sein würde. Euer Majestät geruhten zwar das Unebenmaß dieses Gehaltes zu einem Lehramte der politischen Wissenschaften zu erkennen, dennoch fiel die mir ausgeworfene Besoldung nicht über 1200 aus, wovon ich Arrha und Carenz leiden, das ist, gleich-anfangs mit dem Mangel ringen mußte.

Im Jahre 1768 ward es mir erlaubt, den ersten Theil der Grundsätze der Polizei, Handlung- und Finanzwissenschaft Eurer Majestät zu Füßen zu legen. Dieses Werk war die Ausführung kurzer Sätze, mit welchen ich schon vorher das Urtheil des Publicums gleichsam ausgeholet, ob es mich fähig hielt, ein brauchbares Vorlesebuch für das politische Lehramt zu entwerfen, woran es, mir wenigstens, bis dahin zu gebrechen schien. Eure Majestät würdigten dieses Werk einer huldvollen Aufnahme, davon ich nicht stolz genug bin, die Ursache in dem innern Werthe des Buches selbst zu finden. Aber ich erhielt als ein Merkmal der allergnädigsten Zufriedenheit über meine Verwendung den Charakter eines wirklichen n. ö. Regierungsraths, nebst einer Zu-

lage von 400 Gulden. Die Gnade Eurer Majestät blieb dabei nicht stehen. Sie geruhten mir zu erlauben und anzuempfehlen, daß ich zu dem Lehramte in den Akademien einen Substituten vorschlagen sollte. Die von Eurer Majestät bereits vorhinein allergnädigst genehmigte Wahl fiel auf den v. Zahlheim, welchem hierüber von dero böhm. und österr. Hofkanzlei das Decret gefertigt worden: daß er als substituirter Lehrer mit seinen Vorlesungen allsobald den Anfang zu machen habe. Gleich damals schon ward die Frage aufgeworfen: ob mir, da ich nun in den Akademien nicht mehr vorläse, der bisherige Gehalt beizulassen wäre? worüber die allerhöchste Entscheidung dahin ausfiel: da Euer Majestät mich wegen meiner Verwendung auf einer Seite durch eine Zulage belohnt hätten, so könnte dero Willen keineswegs dahin gegangen sein, mir auf der andern Seite etwas zu benehmen; wie diesfalls der Staatsrath Freiherr v. Gebler, an welchen Eure Majestät mich in dieser Angelegenheit besonders verwiesen, die umständliche Auskunft zu geben, fähig sein wird.

Inzwischen ward mir für die in der Akademie erübrigten Stunden eine andere Beschäftigung aufgetragen, ich ward zum Theatercensor bestellet und es ist bekannt, welch ein mühsames Geschäft diese Censur in denjenigen Zeiten war, wo Schriftsteller, Schauspieler und Zuhörer sich gleichsam das Wort gegeben zu haben schienen, platte Einfälle für Scherz, Schmutz und Zoten für Witz zu liefern und anzunehmen.

Neben der Theatercensur ward ich zugleich der k. k. Büchercensur beigezogen, wo mir das unerschöpfliche Fach der ganzen deutschen Literatur, das eben so fruchtbare Fach der politischen Wissenschaften und die sämmtlichen englischen Bücher zugetheilt wurden.

Der ungemein weitwendige Umfang dieser Theile wird Eure Majestät geneigt machen, meiner Betheuerung Glauben beizumessen, daß, besonders um die hiesigen Märkte und nach der Leipziger Messe, die Tage zur Lectüre der einkommenden Bücher nicht zureichten und ich ganze Nächte zu Hilfe nehmen mußte, um die Buchhändler zu fördern. Eure Majestät geruhten zwar nachher in Absicht auf die Theatercensur eine Veränderung zu treffen, die aber auf meine übrigen Censursgeschäfte keinen Einfluß hatte, bei welchen ich mein Amt bis zu dem Ableben Freiherrn van Swieten's fortsetzte. Ein Fehltritt des

angestellten substituirten Lehrers v. Zahlheim, wodurch er die Absetzung verdient zu haben erkannt wurde, verschleiste mich durch einen sehr entfernten Zusammenhang ganz unvermuthet in eine Verlegenheit. An Zahlheim's Stelle wurde durch eine ordentliche Concurscommission de Lucca, dermalen Professor der politischen Wissenschaften in Linz, ernennet, ein Mann, der das Unglück hat, daß seine Fähigkeit durch ein günstiges Außenwerk nicht unterstützt ist. Es ist mir unbewußt, welche Absichten Zahlheim gehabt, seinem Nachfolger Hindernisse in den Weg zu streuen, aber es gelang ihm leicht bei den jungen Leuten, die Gestalt des Lehrers lächerlich zu machen, und in Folge davon auf seinen Vortrag zu erweitern. In der theresianischen Akademie zwar ward durch die Vorsicht der Vorsteher des Hauses das Bemühen des abgehenden Lehrers vereitelt, de Lucca hielt mit gutem Fortgange der Jünglinge seine Vorlesungen; aber in der emanuelischen Akademie, wo der damalige Rector der Unanständigkeit gewissermaßen die Hand bot, ergaben sich Unordnungen, die dem verstorbenen Oberdirector Grafen v. Gianini Anlaß gaben, Eurer Majestät diesfalls Vorstellungen zu machen, deren Erfolg war, daß mir die Vorlesungen abermal selbst zu halten anbefohlen ward. Meine hierüber gemachte allerunterthänigste Gegenvorstellung fand Allerhöchsten Ortes keinen Eingang; ich sah mich also genöthigt, nachdem ich bereits zwei Jahre den Vorlesungen in der Akademie enthoben gewesen, dieselben neuerdings zu übernehmen.

Es bot sich aber in einigen Monaten eine Gelegenheit, Eurer Majestät den Ungrund der gegen de Lucca aufgebrachten Einwendungen sichtbar darzuthun, wodurch Höchstdieselbe bewogen wurden, anfangs durch den geheimen Hofsecretär v. Pistrich mündlich, sodann durch eine an den Grafen Gianini erlassene Verordnung schriftlich anzubefehlen, daß ich von der Abhaltung ordentlicher Vorlesungen allergnädigst dispensirt, jedoch über den Fortgang der politischen Studien in der Akademie die Aufsicht zu führen und die Examina selbst abzuhalten verpflichtet sein soll; wobei es auch seit vier Jahren belassen, und ich inzwischen von Eurer Majestät mit dem wirklichen Eintritte in die Regierung begnadiget worden.

Ich beziehe also seit einigen Jahren 2400 Gulden aus dem k. k. Cameralzahlamte, wovon ich 240 Gulden Arrha ertrage, da die

Besoldungen der übrigen Professoren von dem Arrha-Abzug wie von der Carenz befreit sind; ich beziehe ferner 600 Gulden aus dem Fonds der k. k. emanuel-savoyischen Akademie, zusammen also 2760 — das erste als einen Gehalt meines Professoramtes auf der Universität, das zweite für die Aufsicht über die akademischen Cameralstudien.

Ich wage es zu glauben, daß dieser Gehalt die Erwartung noch nicht übersteige, zu welcher die Huld Eurer Majestät gegen Wissenschaften und Verwendung einen Professor nach 14 Jahren seines, wie ich wünsche, nicht ohne allen Nutzen bekleideten Lehramtes berechtiget. Wäre ich der juridischen Facultät einverleibt, wohin dieses Lehramt ohnehin zu gehören scheinet, so würde ich, ohne andere für mich sprechende Behelfe, durch die Vorrückung und Rang allein, gleichwie es dem Professor Schmid gelungen ist, in einen noch größeren Gehalt eingerückt sein.

Erlauben Eure Majestät übrigens, daß ich mich, was den Fortgang meines Lehramtes betrifft, auf das Zeugnis derjenigen beziehe, denen es von Amtswegen zusteht, Eure Majestät von der Aufnahme der Wissenschaften und den Werkzeugen dieser Aufnahme unparteiisch zu unterrichten, und geruhen Sie die beiliegende Sammlung meiner bisher ausgegebenen Schriften wenigstens als einen Beweis gelten zu lassen, daß ich mich von der Verbindlichkeit überzeugt gehalten, die von meinen Berufsgeschäften erübrigten Stunden der Bildung der Denkungsart, der Sitten, des Geschmackes und einigermaßen der Verbreitung des Nationalruhmes zuzueignen.

Ich ersterbe in tiefster Unterwürfigkeit

Euer k. k. apostol. Majestät

allerunterth. allergehorſ.

Sonnenfels."

Die Vorstellungen unseres Professors fanden bei der Kaiserin volle Würdigung. Kurze Zeit später erhielt Sonnenfels folgenden

„Bescheid der Hofcommission in Studiensachen:

An den n. ö. Herrn Regierungs-Rath v. Sonnenfels.

Anzuzeigen. Es seye Ihrer k. k. Maytt die von Ihme Herrn Regierungs-Rath über den Umstand, daß derselbe, ohngeachtet Er in

denen k. k. Akademien keine Vorlesungen mehr halte, dennoch den ganzen Gehalt beziehe, abgefordertermassen erstattete allerunterthänigste Auskunfft, vermög welcher Er sich auf eine mündliche allerhöchste Erlaubnüß, den Supplenten immerfort gebrauchen zu dürffen, beruffen hat, allergehorsamst vorgetragen worden.

Da nun Ihre Maytt es bey dieser gegebenen Auskunft lediglich bewenden zu lassen allergnädigst geruhet hätten; als werde solches Ihme Herrn Regierungs-Rath zu seiner Wissenschaft und Bedeckung anmit eröfnet.

Wien den 7. Dec. 1776."

Ich möchte die Schilderung der Sonnenfels'schen Lehrthätigkeit nicht schließen, ohne die Frage aufzuwerfen und auch zu beantworten, worin denn eigentlich der für den Staat verwerthbare und praktisch verwerthete Nutzen der Sonnenfels'schen Theorie stecke.

Sicher ist, daß seine staatlichen Theorien in Oesterreich eben so neu waren, wie seine Lehrkanzel selbst. Im Vorangehenden ist versucht worden, das Wesen der Sonnenfels'schen Theorien durch einzelne allgemeine Thesen zu kennzeichnen. Alle diese Thesen, auf ihren Endzweck hin zusammengehalten, zeigen ganz deutlich das Bestreben, die Allgewalt des weltlichen Staates gegenüber dem damaligen geistlichen Staate im Staate, gegenüber der Kirche hervorzukehren; d. h. das positiv geltende Recht nach und nach abzuschaffen und durch ein neues, den neuen Zeitströmungen besser angepaßtes Recht zu ersetzen.

Sonnenfels, der erste Professor dieser neuen Lehre, war also in gewissem Sinne der erste staatlich autorisirte Reformer, die erste Etappe auf der Fortschrittsbahn, welche der österreichische Staat einzuschlagen versuchte, auf jener Bahn, welche Kaiser Josef der Große leider wieder verlassen mußte. Die Aufgabe Sonnenfels' war also eine ungeheure, eine seine Kräfte vielleicht übersteigende; ja ich glaube sogar, daß sie Sonnenfels selbst nicht einmal in ihrer ganzen Tragweite zu fassen vermochte. Er sah in ihr vielmehr die Aufgabe *seines* Lebens, wo er doch eine eminent staatliche Aufgabe zu lösen hatte. In diesem Sinne kamen ihm sein Stolz und sein Ehrgeiz zu statten, denn sie befähigten ihn, seine eigene Individualität für die Lösung der Aufgabe des Staates einzusetzen, sich selbst den Angriffen der Staatsgegner bloßzustellen.

Wie seine reformatorischen Ideen nach und nach in das praktische Staatsleben drangen, will ich nur an Einem Beispiele zeigen.

„Wie alle Gegenstände des Staatslebens, so hat der Staat, beziehungsweise die Regierung auch die Erziehung der Kinder zu überwachen,“ lautete ein Grundsatz in den Polizeiwissenschaften Sonnenfels'. Daraus ergab sich als praktische Consequenz, daß die Regierung verpflichtet sei, der stets mangelhaften Privaterziehung durch Schulen, an denen es auf keinem Dorfe fehlen solle, und durch Obrigkeiten, welche auf die Erziehung zu sehen hätten, so wie durch Erziehungspläne abzuhelfen.

Daraus entstand — der Schulzwang, die Basis unserer heutigen Schulgesetzgebung.

Bei der schärfsten Beleuchtung der Sonnenfels'schen Reformthätigkeit wird man übrigens kaum sagen können, daß er mit unter die Vorläufer jener Umwälzungen gerechnet zu werden verdient, welche die französische Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts ausmachten. Die österreichische Aufklärungsidee unter Maria Theresia und Josef dem Großen hält fest an der Stabilität der Staatsgewalt; dieser Grundpfeiler der damaligen Staatsordnung bleibt aufrecht und unberührt von der Fluth aufklärerischer Strebungen, während er jenseits des Rheins einen wichtigen Punkt der revolutionären Propaganda ausmacht.

Der bekannte clericale Schriftsteller Sebastian Brunner hat es trotzdem versucht, Sonnenfels mit der transrheinischen Bewegung in Zusammenhang zu bringen.

Die französische Revolution, meint der Genannte, fußt auf gleichen Principien, nur zog sie factisch die Consequenzen derselben.

Dieser Satz in seiner lapidaren Kürze, verblüfft beim ersten Lesen ein wenig, aber er ist nicht zu beweisen. Der ihn schrieb, trägt unter Umständen eben auch kein Bedenken, Kaiser Josef als Revolutionsmann à la Robespierre hinzustellen.

Interessant ist jedoch, wie Sonnenfels seinen Schülern die Principien der französischen Revolution zurechtzulegen versuchte. Er drückt sich darüber in der Vorrede zu einer neuen Auflage seines Handbuches der inneren Staatsverwaltung im Jahre 1798 wie folgt aus:

„Ich bekleidete das Ehrenamt der politischen Wissenschaften noch zur Zeit, da die französische Staatsumwälzung ihren Anfang nahm. Bei dieser merkwürdigen Ereignung war ich aufmerksam, den schnellen Eindruck zu beobachten, den die hochtönenden Worte: Rechte der Menschheit, Freiheit und Gleichheit, auf die jungen Gehirne und Gemüther machen konnten. Das sind die großen Gelegenheiten, wo Lehrer, die das Zutrauen der Jugend besitzen, der öffentlichen Ordnung wesentliche Dienste zu leisten fähig sind. Ich glaubte, mir mit dem Zutrauen meiner Zuhörer schmeicheln zu dürfen und hielt mich der öffentlichen Ordnung zu dem Dienste, den ich ihr leisten konnte, verbunden.

Doch ich würde das Ziel verfehlt, vielleicht eine gerade entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht haben, wenn ich Wörter, die aus jedem Munde widerschallten, und Begriffe, die in allen Köpfen arbeiteten, verrufen und aus dem Gedächtnisse hätte bannen wollen. Und warum hätte ich dieses thun sollen? Es war unbedenklich, von den Rechten der Menschheit in einem Lande zu sprechen, wo eine gerechte, milde Regierung keines derselben beleidigt. Die Wörter: Freiheit und Gleichheit waren weder fremd noch verdächtig bei einer Nation, wo jeder Bürger unter dem Gesetze frei, jeder vor dem Gesetze gleich zu sein fühlet. Anstatt also den ersten Artikel der Constitution: Die Menschen werden frei geboren und bleiben frei und gleich in ihren Rechten,[1]) wie manche Andere thaten, zu bestreiten, commentirte ich denselben, anstatt die dadurch rege gewordenen Begriffe vertilgen zu wollen, war ich bemüht, sie nach ihrer wahren Bedeutung zu berichtigen und dadurch der Mißanwendung zuvorzukommen.

Meine Bemühung war nicht ohne Erfolg. Ich freute mich, die jugendlichen Seelen so empfänglich für die Grundsätze der Ordnung und Rechtlichkeit zu finden. Ich hatte die Beruhigung, zu sehen, wie die Gährung, worin die Gemüther versetzt zu sein schienen, in warmes Dankgefühl für den Regenten und in verstärkte Anhänglichkeit für eine Verfassung überging, die ihnen unter dem Schilde der Ordnung dasjenige sicher stellte, wonach sie eine unglückliche Nation unter allen

---

[1]) Artikel I der Constitution française lautet: Les hommes naissent et demeurent libres et égaux en droits.

Gräueln der Unordnung und Zerstörung ringen sahen. Das war die letzte Pflicht, die ich dem Vaterlande als Lehrer abzutragen suchte. Ich flößte den heranwachsenden Bürgern Gesinnungen ein, von denen ich selbst durchdrungen war, und es gelang mir eben vielleicht darum, ihre Herzen zu erweichen, weil ich aus dem Herzen zu ihnen sprach. Voltaire sagt: Jeder lobe sein Vaterland aus Stolz und klage darüber aus Gefühl.

Ich belobe mich meines Vaterlandes aus Gefühl und erlaube mir Bemerkungen über die mir möglich scheinenden Verbesserungen, als Wünsche das Glück unseres Zustandes vergrößert zu sehen."

Der schon erwähnte P. Brunner bezweifelt natürlich die Aufrichtigkeit dieser Worte, bemerkt dazu in seiner grotesken Schreibweise, daß „diese Deduction den traurigen Schiffbruch einer sentimentalen Phraseologie erkennen lasse" und extemporirt folgenden Satz:

„Er (Sonnenfels) war eben auch Hofrath mit gutem Einkommen unter Kaiser Franz und bestrebte sich, allerwärts sich dienstbar und brauchbar zu zeigen. Wir meinen selbst, daß ihn wirklich die Gräuel der Revolution anwiderten, ihm galten früher Hammer und Kelle eben nur als Werkzeuge für sich selbst, zur allgemeinen Verherrlichung seines Wirkens, aber nebenbei war es ihm auch sehr lieb, wenn Oesterreich erhalten blieb, von dem er Geld und Ehren genoß, was ihm die letzte Consequenz der Maurerei nicht bieten konnte. Sonnenfels war alt und wir meinen, er war sicher lieber in Oesterreich ein in Ehren pensionirter Hofrath in Ruhe, als irgendwo ein Haupt der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit von heute auf morgen und insofern kann man sagen: hat er mit Gefühl aus dem Herzen zu seinen Studenten gesprochen. Die Principien aber hat er mit Phrasen weder ausgeglichen noch versöhnt."

Ich glaube aber wohl, daß er seine Principien, wenn auch nicht durch Phrasen, sondern durch eine lange angestrengte und sich stets consequente Lehrthätigkeit vollkommen ausgeglichen hat; ich supponire eben nicht französische Revolutionsideen als Basis des Sonnenfels'schen Staatsprincips.

Weniger bedeutungsvoll wie seine Thätigkeit als Lehrer ist die Anstrengung, welche Sonnenfels unmittelbar im Dienste des Staates entwickelte.

Wir sehen ihn stets, sich selbst getreu, eine eifrige Thätigkeit in der praktischen Verwerthung seiner Theorien am Regierungstische entfalten; doch ist er nie in eine Stellung gelangt, in welcher er selbständig und unbeeinflußt von den Anschauungen höherer Behörden hätte arbeiten können. Seine Hauptthätigkeit im Staatsdienste war vollauf in Anspruch genommen durch Censurgeschäfte. Zuerst war er Censor des Theaters, dann Censor des Bücher-Revisionsrathes und schließlich Censor der Gesetzsammlungen und Regierungspatente.

Im Jahre 1781 erhielt er den Auftrag, ein praktisches Handbuch des Geschäftsstyles zu verfassen, eine Art authentischer Mustersammlung für die Behörden und Diejenigen, die bei ihnen zu verkehren haben. In diesem, wie in den meisten anderen Fällen fand seine Thätigkeit das uneingeschränkte Lob des Kaisers; zuweilen kam es auch wohl vor, daß seine Arbeiten nicht den Beifall des Herrschers hatten. Sonnenfels begnügte sich mitunter nicht damit, ein in der Vorbereitung begriffenes Patent stylistisch durchzusehen, wie der Auftrag lautete, sondern änderte ab und zu nach eigenem Gutdünken ganze Gesetzesstellen — eine Ueberhebung, welche Kaiser Josef scharf zu tadeln nicht unterließ.

Im Ganzen und Großen bietet die übrigens schon in der „Biographie" gewürdigte Thätigkeit Sonnenfels' am Regierungstische keinen Anlaß zu weiterer eingehender Schilderung; nur Eines seiner großen öffentlichen Verdienste, welches in directem Zusammenhange mit seiner amtlichen Stellung steht, nämlich sein Wirken für die Aufhebung der Folter, erheischt noch eine tiefergreifende Besprechung.

Sonnenfels und die Aufhebung der Folter.

Der Liberalismus feiert Josef v. Sonnenfels noch immer als den ersten und muthigsten Vorkämpfer für die Aufhebung der Folter in Oesterreich, obwohl oder vielleicht gerade weil der Umstand von clericaler Seite so lebhaft bestritten wurde. Roman, Drama und Feuilleton sind seit Decennien bemüht gewesen, die historischen Thatsachen diesbezüglich zur Anekdote zu verdichten und schon hat sich die letztere vielfach in die geschichtliche Darstellung eingeschmuggelt, so daß die Wahrheit durch das triebkräftige Blätterwerk der Legende gedeckt erscheint.

Unter solchen Umständen ist es nicht überflüssig, den thatsächlichen Sachverhalt auf Grund des vorhandenen geschichtlichen Beweismaterials richtig zu stellen und Sonnenfels auch in dieser Beziehung den Platz anzuweisen, welcher ihm in der Geschichte Oesterreichs von Rechtswegen zukommt.

Vor Allem muß ich Jenen entgegentreten, welche Sonnenfels als den alleinigen Gegner der Folter preisen, welche ihm allein das Verdienst der Aufhebung der Folter zuschreiben.

Gleichzeitig mit ihm sprach sich auch der tirolische Kanzler, Freiherr v. Hormayr, mit der größten Freimüthigkeit gegen den barbarischen Brauch der Folter aus, und es erscheint mir ziemlich sicher, daß Baron Hormayr Sonnenfels an Liberalität der Anschauung sogar übertraf. Aber auch andere Personen von Rang und Einfluß traten gegen die Folter auf; es muß überhaupt constatirt werden, daß der Drang nach einer Reform des peinlichen Verfahrens im Geiste der Zeit lag und durch Wort und That einzelner Persönlichkeiten vielfach Ausdruck fand.

Trotzdem geht auch Adam Wolf zu weit, wenn er schlechtweg behauptet: „Unrichtig ist, daß er (Sonnenfels) die Abschaffung der

Folter durchgesetzt hat. Diese ist von den Juristen des Reiches, von Josef II. und dem Staatsrath ausgegangen und war lange vorbereitet."

Das Verdienst, unter den erleuchteten Persönlichkeiten seiner Zeit für die Aufhebung der Folter geistvoll und unverdrossen mitgekämpft zu haben, bleibt Sonnenfels unbestritten; Thatsache ist es jedoch, daß schließlich am Kaiserhofe weit liberalere Anschauungen, als sie Sonnenfels propagirte, siegreich durchgriffen und die Aufhebung der Folter schlechtweg decretirt wurde, während sie Sonnenfels für gewisse Fälle beibehalten wissen wollte.

Die nachfolgenden Ausführungen werden den historischen Sachverhalt vollkommen klarstellen.

Am letzten Tage des Jahres 1768 erschien die constitutio criminalis Theresiana, in welcher nicht nur die Todesstrafe in ihren grausamsten Formen, sondern auch die Tortur beibehalten war. Nun hatte Professor Sonnenfels schon seit dem Antritte seines Lehramtes, also seit fünf Jahren, als Dolmetsch der modernen Ideen, welche damals mit unwiderstehlicher Gewalt ganz Europa durchströmten, gegen das Asylrecht der geistlichen Häuser, Tortur und Todesstrafe geschrieben und gelehrt und sich, unbeirrt durch die Angriffe des Erzbischofs Migazzi und des obersten Kanzlers Grafen Chotek, mit den in Oesterreich bestehenden Gesetzen und Gewohnheiten in Widerspruch gesetzt.

Mit allen Mitteln arbeitete man am Kaiserhofe dem Neuerer, dem Reformator entgegen, welcher die Zahl seiner Feinde durch sein rücksichtsloses, stolzes Wesen beträchtlich vermehrte.

Graf Chotek bat die Kaiserin wiederholt, daß man dem Sonnenfels auftrage, künftighin in seinen Vorlesungen die Religion aus dem Spiele zu lassen, seine Lehrsätze den bestehenden Gesetzen anzupassen und überhaupt sich einer größeren Vorsicht und Bescheidenheit zu befleißen.

Im Allgemeinen kam die Kaiserin wohl dem Wunsche Chotek's nach, doch fiel die kaiserliche Vermahnung außerordentlich gnädig aus. Von dem verlangten Gebote, daß er seine Lehrsätze den bestehenden Gesetzen anpassen müsse, steht in dem kaiserlichen Handschreiben kein Wort; ja am 17. November desselben Jahres wurde ihm durch ein zweites Billet der Kaiserin ausdrücklich die Ermächtigung gegeben, daß

er auch in Zukunft nach den Grundsätzen, die er als die richtigen erkenne, arbeiten solle.

Seinen Gegnern stand also Sonnenfels im nächstfolgenden Jahre siegreich gegenüber. Ermuthigt durch die huldvollen Worte der Kaiserin und ausgezeichnet durch die Ernennung zum niederösterreichischen Regierungsrathe im Jahre 1769, fuhr er fort, nach dem Erscheinen der neuen Gerichtsordnung gegen die Tortur zu lehren und zu schreiben.

Zur Vermeidung von Mißverständnissen scheint es mir geboten, hier Sonnenfels' Anschauungen über die Folter, wie er sie in seinem Lehrbuche der Polizeiwissenschaft zum Ausdrucke bringt, genau mitzutheilen.

Die ausschlaggebenden Stellen sind die Paragraphen 81 bis 84. In den Paragraphen 81, 82 und 83 beweist Sonnenfels, daß die Folter ein ganz ungeeignetes Mittel zur Erforschung der Wahrheit und darum als eine überflüssige Barbarei abzuschaffen sei.

Der § 84 lautet:

„Der Fall, wo von der peinlichen Frage . . . Gebrauch gemacht werden kann, ist gegen einen von dem Verbrechen bereits Ueberführten, welcher die Mitschuldigen verschweigt, ungeachtet die Art des Verbrechens Mitschuldige erforderte, oder welcher auch sonst dem Richter Umstände geheim hält, welche er wissen und deren Entdeckung der Polizei Mittel an die Hand geben kann, die Sicherheit der Bürger durch Anstalten vorzusehen. Unter solchen Umständen, wo nämlich die Frage, ob Jemand Mitschuldige gehabt, entschieden, und wo es nur auf die Frage, wer es sei, ankommt, ist die Zurückhaltung des Missethäters eine neue Beleidigung des Staates, ein neues nicht zweifelhaftes Laster, welches ihn der Strafe unterwirft. Die Folter ist hier ein Vertheidigungsmittel, von Seite des gemeinen Wesens ein gefürchtetes Uebel abzuwenden."

Wir sehen also Sonnenfels in der Theorie dieser Frage kaum auf der Höhe seiner Zeit. So zäh blieb er seiner Theorie anhänglich, daß er sie selbst nach gänzlicher Aufhebung der Folter in den späteren Ausgaben seines Lehrbuches nicht ausmerzte. In der 7. Auflage seiner „Grundsätze der Polizei, Handlung und Finanz. Wien 1804, Camesina," z. B. hat die bezügliche Stelle des § 84 — in der 7. Auflage ist es § 169 — folgenden Text: „Die Folter wäre hier" —

nämlich gegen einen bereits überführten, welcher keine Mitschuldigen nennen will — „das Vertheidigungsmittel von Seite des gemeinen Wesens, ein befürchtetes Uebel abzuwenden. Die Gründe, wegen welcher Beccaria, und aus ihm die bekannte Instruction Katharina II., auch in diesem Falle die Folter als ungerecht verwerfen, haben mich nicht überzeugen können. Aber ich erkenne die Wichtigkeit des Besorgnisses, aus welchem selbst in diesem Falle die Folter aufzuheben von Maria Theresien für rathsamer gehalten wurde. Es schien weniger bedenklich, in einigen Umständen unwissend zu bleiben, zuweilen einen Mitschuldigen entkommen zu lassen, als nur zuweilen einen Schuldlosen der Gefahr eines Mißbrauches der Folter ausgesetzt zu wissen."

Diese theoretisch beschränkte Anschauung schmälert indessen keineswegs das Verdienst, welches sich Sonnenfels durch seinen Eifer, mit dem er das als richtig Erkannte praktisch zu bethätigen suchte, um die gute Sache erwarb.

Mit solcher Lebhaftigkeit setzte Sonnenfels seinen Kampf gegen die ihm unzulässig erscheinenden Bestimmungen der neuen Gerichtsordnung fort und so groß war der Unmuth derjenigen, von welchen ihre Beibehaltung herrührte, daß Maria Theresia endlich dazu gebracht wurde, durch ein Decret vom 22. August 1772 zu befehlen, Sonnenfels solle für die Zukunft in seinen Vorträgen und Schriften die Folter und die Todesstrafe nicht mehr berühren.

Dieses Decret veranlaßte Sonnenfels zu einer Gegenvorstellung an die Kaiserin, in welcher die Abschaffung der Tortur (sowie der Todesstrafe) mit dem schon erwähnten Vorbehalte in beredten Worten verlangt wird.

„Die Grundsätze meines Lehramtes sowohl" — so beginnt Sonnenfels nach den einleitenden Worten seine Apostrophe an die Herrscherin — „als meines Herzens haben mir von jeher Folgsamkeit gegen die Gesetze zur unverletzbaren Pflicht gemacht und jeder Ausspruch, der den geheiligten Namen Eurer Majestät an der Stirne trägt, ist mir ein Gesetz. Aber diese Pflicht . . . streitet gänzlich nicht mit der Freiheit einer ehrerbietigen Vorstellung, zu welcher ich mich vor dem Throne Eurer Majestät durch mehr als einen Beweisgrund berechtigt glaube."

Und nun führt Sonnenfels, gleich in medias res übergehend, die Stelle des kaiserlichen Decretes an, in welcher ihm der Vorwurf gemacht

9*

wird, daß er Sätze aus den politischen Wissenschaften lehre, „welche den bestehenden Gesetzen schnurstracks zuwiderlaufen.“ Der Gehorsam gegen das Gesetz und die Erörterung seiner Irrthümer und Mängel, meint er, seien zwei von einander gänzlich verschiedene Dinge. Der Gehorsam für diesen Fall ist unbedingt geboten, aber ebenso zweifellos müsse eine Kritik gestattet sein, weil ohne diese an einen Fortschritt auf dem Gebiete der inneren Staatseinrichtungen nicht zu denken sei. Er gibt also unbedingt zu, daß seine Lehre den bestehenden Gesetzen widerstreitet, aber eben dieses reclamirt er als sein Recht und seine Pflicht als Lehrer. Die Kaiserin selbst habe ihn ermächtigt, seine Vorlesungen nicht gerade den bestehenden Gesetzen anzupassen, sondern sie nach seinem Belieben einzurichten, sie so zu halten, wie er es für recht und gut halte. „Es müßte mir eher zum Verbrechen gemacht werden, wenn ich mich davon entfernte.“

Auf die specielle Beschuldigung wegen Bekämpfung der Todesstrafe und der Folter übergehend, bestreitet Sonnenfels, daß er die Berechtigung der Todesstrafe unter allen Umständen abgeleugnet habe und beruft sich auf mehrere von ihm gebrauchte Sätze aus seinen Schriften, in denen er die Berechtigung der Todesstrafe für den Fall zugibt, daß „dem Wohle des gemeinen Wesens durch andere Mittel nicht berathen ist“.

Das aber habe schon Martini, ein Mann, dem Jeder die tiefste Rechtskenntnis zugestehe, gelehrt. Er habe also, sagt Sonnenfels von sich selbst, wie „nicht die Folter in allen Fällen,“ so auch nicht alle Todesstrafen mißbilligt, ja, er habe sogar das Recht des Regenten, einen Verbrecher hinrichten zu lassen, gegen Beccaria vertreten.

Sonnenfels gibt auch hier die Anwendbarkeit der Folter für gewisse Fälle zu.

Gleichwohl geht er sogleich zu einer eifrigen Bekämpfung über, und beruft sich neuerdings auf Martini und den schon von diesem aufgestellten Satz, daß die Tortur im Allgemeinen ein ungeeignetes, daher unerlaubtes Mittel zur Erforschung der Wahrheit ist. Dennoch sei Martini's Werk, welches im Auslande nicht weniger Beifall gefunden habe, als in Oesterreich selbst, auf allen erbländischen Universitäten als Lehrbuch vorgeschrieben worden.

„Wenn ich daher" — fährt er nicht ohne Emphase fort — „dem Heiligthume der erhabenen Absichten Eurer Majestät näher treten und die Zukunft durch das Licht der Muthmaßung aufzuklären wagen darf, so däucht mir, ich sehe Eure Majestät mit dem Entschlusse beschäftigt, die Folter einst aus einem Gesetzbuche zu verweisen, dessen nothwendige Strenge der grenzenlosen Güte Ihres Herzens so viele Ueberwindung gekostet hat. Und diese Ihren Lehrern anbefohlene Freimüthigkeit ist gleichsam die Vorbereitung der Denkungsart zu einer Veränderung, der sich zur Zeit noch geheime Umstände entgegensträuben mögen. Ich danke Theresien, und meine Muthmaßung wird zur Gewißheit, und ich fühle mich in dem Entschlusse bekräftigt, neben meiner Verantwortung nur noch für die seufzende Menschheit das Wort zu nehmen und die Beschleunigung dieser Veränderung herbeizuwünschen."

Mit großer Eindringlichkeit faßt Sonnenfels noch einmal die Gründe zusammen, welche nach seiner Meinung mit siegender Gewalt für die Aufhebung der Tortur sprechen. „Nicht für den Bösewicht," schreibt er an die Herrscherin, „für den Unschuldigen, welchen schon der Anblick der Folter, ja der Gedanke an sie, zu unwahren Aussagen treibt, durch die er sein Leben verwirkt, flehe ich."

„Allerdurchlauchtigste Monarchin!" — ruft er schließlich aus — „Ich habe die ehrfurchtsvolle Zuversicht, Eure Majestät bei dem geheiligten Namen der Unschuld zu beschwören. Geruhen Sie zur Erörterung der beiden Sätze eine Untersuchung anzuordnen, wobei die Vertreter der Folter und Todesstrafe, wer sie immer sind, ihre Gründe vorzulegen haben und dasselbe dann auch mir erlaubt sein möge . . .

Werde ich des Irrthums in meiner Meinung überführt, so gelobe ich zu den Füßen Eurer Majestät, was ich geschrieben habe, in den Augen aller Welt zu widerrufen. Indem ich die Gründe, die mich belehren, bekannt mache, wird Europa zugleich von seinem Zweifel befreit und Theresien seine Aufklärung schuldig werden."

Gewiß, die vorstehenden Worte machen dem beredten Anwalt der humanen Sache Ehre, und wir haben alle Ursache, sie ihm zu danken. Allein sehen wir, ob sie zunächst einen Erfolg hatten.

Maria Theresia hatte den Oberstkanzler Graf Blümegen aufgefordert, ihr persönlich und mit Umgehung der Hofkanzlei ein Gut-

achten über die Rechtfertigungsschrift Sonnenfels' zu erstatten. Graf Blümegen rieth, dem Sonnenfels zu bedeuten, daß seine Darstellung in Gnaden aufgenommen sei. Er brauche seine Lehrsätze weder aus seinem Buche auszuscheiden, noch sie zu widerrufen, aber er dürfe sie in öffentlichen Vertheidigungsreden niemals berühren. Die von Sonnenfels gewünschte neuerliche Untersuchung seiner Lehrsätze sei deshalb nicht räthlich, weil das Strafgesetzbuch erst vor wenigen Jahren erlassen wurde und daher nicht sofort in wesentlichen Punkten geändert werden könne. Das, was Sonnenfels über die Folter mittheile, sei indessen vollkommen richtig.

Blümegen's Vorschlag erhielt die Genehmigung der Kaiserin und Sonnenfels wurde demnach bedeutet, daß seine Schrift vor den Augen der Kaiserin Gnade gefunden habe; doch wurde ihm der ausdrückliche Befehl übermittelt, die Sätze über die Tortur, sowie überhaupt alle Sätze, welche sich mit den bestehenden Anordnungen nicht im Einklange befänden, in keinem Falle öffentlich zu lehren und zu vertheidigen. Die Sache der Humanität hatte also durch das energische Eingreifen des Wiener Professors absolut keinen sichtbaren Schritt nach vorwärts gemacht. Aeußerlich blieb Alles beim Alten und Sonnenfels sah sich sogar zu einer gewissen Reserve in seiner Lehrthätigkeit gezwungen; den directen Befehl der Monarchin konnte und wollte er nicht verletzen.

Trotzdem glaube ich nicht, daß Sonnenfels' Vorstellungen ganz vergebens geblieben sind. Die Saat, welche der unerschrockene Sämann ausgestreut hatte, ging auf, zwar erst später und sozusagen ohne Zuthun Sonnenfels', welchem unter allen Umständen das Verdienst bleibt, am energischesten und unerschrockensten für die gute Sache eingetreten zu sein. Gefördert wurde dieselbe, nachdem sie durch die Abweisung der Sonnenfels'schen Propositionen vorläufig ganz von der Tagesordnung abgesetzt schien, durch einige Rechtsfälle, in denen durch leichtsinnige Induction des Zusammentreffens der Umstände oder durch Folterqualen Menschen, deren völlige Unschuld sich später unzweideutig herausstellte, durch Henkers Hand umkamen oder doch zeitlebens bejammernswerthe Krüppel geblieben sind.

Einer der jüngsten Fälle dieser Art war, daß ein allgemein geachteter Cassavorstand zur Ueberraschung Aller einen großen Defect

zur Anzeige brachte, ohne die Spur eines Einbruches oder einer sonstigen Beraubung auch nur von fern nachweisen zu können. Die Betheuerung seiner gänzlichen Unschuld erschien unter diesen Umständen fast lächerlich und nichts als Frechheit, welcher die peinliche Frage nächster Tage ein Ende machen sollte. Zum Glück war des vermeintlichen Defraudanten Bruder ein bei Hofe gern gesehener Priester. Durch einen Fußfall bei der Monarchin erflehte er einen dreiwöchentlichen Aufschub der gegen seinen Bruder anzuwendenden Folter. Der damalige Polizeilieutenant Wiens galt für einen Hexenmeister und Zigeunerkönig; seinen Antecedentien durfte man nicht tiefer nachforschen. Ihm verhieß der Bruder des Cassabeamten reiche Geschenke, wenn er den wahren Thäter entdecke.

Der größere Theil der vergönnten Gnadenfrist aber war schon verflossen und noch immer keine Aussicht auf den wirklichen Defraudanten. Da schallt dem Polizeilieutenant auf einem ärgerlichen Gange durch entlegene Vorstädte heilloser, wilder Hochzeitsjubel aus einer übelberüchtigten Kneipe entgegen. Der Polizeilieutenant tritt ein — der Bräutigam ist ihm nicht fremd — er war vor Jahr und Tag in des angeschuldigten Cassabeamten Diensten gestanden. Wie ein Raubvogel stürzt der Polizeilieutenant auf seine Beute. Er schleppt den Menschen mit sich, sagt ihm, Alles sei entdeckt, seine Wohnung bereits durchsucht und nur ein sofortiges Geständnis könne ihn allein von der Folter retten. Der überraschte Bösewicht gesteht, liefert das corpus delicti größtentheils aus und gibt genau an, wie er sich in dem wohlbekannten Locale durch zwei Nächte habe einsperren lassen und so den Diebstahl mit leichter Mühe vollbracht habe. Nur dieser höchst unerwartete glückliche Zufall entriß einen zeitlebens unbescholtenen Mann der schimpflichsten Todesstrafe.

Noch andere ähnliche Fälle, deren Erzählung zu weit führen würde, erregten in allen Kreisen Aufmerksamkeit und drängten sich förmlich als praktische Beispiele für die von so vielen Seiten vertretene Theorie über die Aufhebung der Folter auf.

So kam es, daß Maria Theresia schon am 19. November 1773, diesmal durch eine Anregung der medicinischen Facultät in Wien dazu veranlaßt, die Abschaffung der sogenannten Intercalartortur und die Wiederaufnahme der Verhandlung über die Frage befahl, ob die Tortur

nicht gänzlich aufzuheben oder wenigstens zu beschränken und durch welche andere Vorkehrungen sie etwa zu ersetzen sei. Zunächst sollten die Landesregierungen von Böhmen, Mähren und Oesterreich unter der Enns, dann das inneröſterreichische Gubernium ihr Gutachten über die Frage abgeben.

Nun hatte auch Sonnenfels als Regierungsrath bei der niederösterreichischen Regierung wieder in Action zu treten. Er sprach sich selbstverständlich mit all' dem Feuer und der tiefen Ueberzeugung, der er schon seit Jahren Ausdruck gegeben hatte, für die Abschaffung der Folter aus. Allein auch diesmal wieder bringt er die Ansicht zum Ausdrucke, daß gegen überwiesene Verbrecher die peinliche Frage zur Erforschung der Mitschuldigen in Anwendung gebracht werden könne.

Er polemisirt in diesem Punkte förmlich gegen Beccaria, welcher die Folter unter allen Umständen und in jedem Falle aufgehoben wissen wollte, führt dessen eigene Worte an und sagt dann wörtlich:

„Ueber diesen Punkt" — über die Mitschuldigen nämlich — „einen Uebelthäter zu peinigen, der sich zum gutwilligen Geständnisse nicht bequemen will, däucht mir, ist so viel Recht als Sicherheit vorhanden; Recht, weil er verbunden ist, dem fragenden Richter zu antworten, und ist er gegen diese Verbindlichkeit widerspenstig, so wird er nicht wegen der Verbrechen Anderer, er wird seines Stillschweigens wegen gequält und eigentlich gestraft, weil dieses Stillschweigen ein neues Verbrechen gegen die gemeinschaftliche Sicherheit ist, der er durch seine Zurückhaltung die Vertheidigung gegen die nicht eingebrachten Bösewichte unmöglich macht; Sicherheit, denn er kann keinen Unschuldigen in Gefahr bringen. (?) Es kann sogar nicht vermuthet werden, daß er jemals einen Schuldlosen nennen werde. (?) Jede Handlung des Menschen zielt nach einem Zwecke. Der Gefolterte weiß nur, daß die Nennung eines nicht Mitverschuldeten diesem keine Gefahr bringen, ihn von der Strafe nicht retten, aber wohl, wenn die Nennung untreu zu sein befunden wird, auf's Neue dem Peiniger überantworten könne. Er ergreift also das einzige Mittel, das ihm angeboten wird, sich ein selbst aufgebürdetes Leiden zu ersparen: Er sagt wahr aus und klagt nur wirklich Schuldige an."

Die Haltlosigkeit dieser Sonnenfels'schen Argumentation liegt auf der Hand. Es ist geradezu verwunderlich, wie der sonst so klar und scharf denkende Sonnenfels diesen Vorbehalt aufzugeben sich nicht entschließen konnte, da er doch den wesentlichsten Theil der Frage von so hohem Gesichtspunkte aus beurtheilte.

Vergebens sucht man nach Gründen der Opportunität, vergebens frägt man sich, ob Sonnenfels etwa durch die kleine Concession an die Gegner die Hauptsache leichter erreichen zu können gehofft. Es erübrigt nichts als schlechthin zu constatiren, daß Sonnenfels eben die Aufhebung der Folter im Allgemeinen wünschte und in besonderen Fällen eine Zulassung der Folter befürwortete.

Es paßt dieser Zug allerdings zu dem allgemeinen Charakterbilde des Mannes. Sonnenfels ist kein Idealist, kein Schwärmer, kein Genie, sondern ein kühl berechnendes, erreichbaren Zielen folgendes Talent, kein Wegweiser der Zukunft für die Mitmenschen, ein Encyklopädist nur von praktischem Verstande, dem die Beschränkung der Folter für die damalige Zeit eine hinreichende Errungenschaft zu sein dünkte. Die historische Wahrheit erfordert, diesen Standpunkt Sonnenfels' genau festzustellen. Seine Verdienste um Cultur und Staat sind groß genug, uns den Wiener Professor lieb und werth zu erhalten, auch wenn wir in diesem Einen Punkte der historischen Tradition Abbruch zu thun gezwungen sind.

Es kommt sogar noch schlimmer. Bisher haben wir Sonnenfels als wirklich verdient um die Aufhebung der Folter betrachten, seinem edlen Streben alle Anerkennung zollen dürfen. Jetzt aber mischt sich in den Verlauf der Dinge von seiner Seite ein auffälliges Maß von Eigendünkel, welcher, wie man sich auch anstellen mag, unangenehm berührt.

Die Berathungen der niederösterreichischen Regierung waren kaum geschlossen, als plötzlich das von Sonnenfels amtlich abgegebene Gutachten in Form einer Broschüre veröffentlicht wurde. Befremdet über diesen Bruch des „Amtsgeheimnisses,“ ertheilte die Kaiserin Sonnenfels den Befehl, sich zu rechtfertigen. Dieser erklärte, die Publication seines Votums sei ohne sein Vorwissen, wahrscheinlich durch einen seiner Freunde erfolgt, was sich schon aus der Vorrede ersehen lasse. Diese

sei „so grammatikalisch geschrieben, daß er den Verfasser nicht errathen könne". Er gestehe, daß er „verschiedenen Personen auf Verlangen sein schriftliches Votum zu lesen gegeben und einige dasselbe längere Zeit bei sich behalten haben. Am allermindesten aber habe er vorgesehen, daß Jemand von seinem Votum eine Abschrift nehmen und diesen ganz unerwarteten Mißbrauch davon machen würde".

Die oberste Justizstelle, welche mit der Untersuchung des Vorfalls betraut war, und vor welcher Sonnenfels zur Rechtfertigung verhalten wurde, kam auf Grund der oben angeführten „Ausrede" des Herrn Regierungsrathes Sonnenfels zu der Ueberzeugung, „daß die von dem v. Sonnenfels geschehene Mittheilung seines Votums nicht aus übler Absicht, wohl aber aus Uebereilung und Ruhmsucht herzurühren scheine," und einigte sich demnach in dem Beschlusse, der Kaiserin zu rathen, daß dem v. Sonnenfels ein Decret zugefertigt werden könnte folgenden Inhalts:

„Ihro Majest. hätten misfällig vernomen, daß das von ihm über die tortur bei Regierung abgelegte, seiner eigenen Geständnis mehreren Personen mitgetheilte votum separatum in Druck erschienen; wollten zwar die von ihme beschehene Mittheilung vor dieses mahl bloß als ein übereilt- und ruhmsichtiges betragen ansehen; jedoch hätte derselbe die secreta consilii in hinkunft besser zu verwahren, und bey schärfferer Ahndung sich zu enthalten, sein votum anderen lesen zu lassen."

Am 9. October 1775 wurde diese Verwarnung der obersten Justizstelle Sonnenfels auch wirklich mittelst kaiserlichen Decretes zugestellt.

So weit die Thatsache.

Es frägt sich nun, verdient die Entschuldigung Sonnenfels' Glauben oder nicht, und wenn sie keinen Glauben verdient: Wer hat die Publication des Sonnenfels'schen Votums auf dem Gewissen, und zu welchem Zwecke erfolgte diese überhaupt?

Ich nannte seine Entschuldigung schon oben eine Ausrede und zwar, wie ich glaube, mit gutem Grunde.

Sonnenfels war im Jahre 1775 seit drei Lustren ein vielbeschäftigter, fleißiger Schriftsteller, vertraut mit allen geschäftsmäßigen Praktiken, in Verbindung mit zahlreichen Buchdruckern, Verlegern und

schriftstellernden Freunden. Gewiß, wäre ihm an der Nichtveröffentlichung seines Votums gelegen gewesen, er hätte Mittel und Wege gewußt, das Manuscript so zu verwahren, daß es keinem Copisten in die Hände fallen konnte; oder aber, er hätte Jedem, dem er es in die Hand gab, verboten, öffentlichen Gebrauch davon zu machen; oder endlich, er hätte schließlich Denjenigen auszuforschen gewußt, der etwa den Vertrauensmißbrauch begangen haben konnte. Ihm mußte das mit Hilfe des Verlegers und Druckers ein Leichtes sein. Warum also macht er diesbezüglich nicht den geringsten Versuch? Warum nicht die kleinste Anstrengung, den Herausgeber ausfindig zu machen? Ganz einfach darum, weil er ihn längst kannte, weil er selbst es war.

Ich wage diese Behauptung auf den Inhalt des „Vorberichtes des Herausgebers" hin. In diesem Vorberichte erklärt uns der angebliche Herausgeber, daß er sich zwei Jahre in Wien aufgehalten, dabei „die schätzbare Bekanntschaft" des Sonnenfels gemacht und schließlich Gelegenheit gefunden habe, „viele desselben eigene Person, Lehramt und Schriften betreffende Umstände näher zu erfahren". In sein Vaterland zurückgekehrt, habe er sich zur Herausgabe des Aufsatzes entschlossen, „von dem ihm zu seinem besonderen Unterricht eine Abschrift zu nehmen erlaubt gewesen" und welcher „der Menschlichkeit und gesunden Vernunft Ehre macht."

Aus jedem Satze dieses Vorberichtes läßt sich der Stilist Sonnenfels errathen. Seine Schreibweise ist so eigenthümlich, seine Redewendungen sind von so apartem Gepräge, daß man einen ganz bestimmten Eindruck davon bekommt und die Feder Sonnenfels' leicht erkennt, auch wenn sie uns in irgend einer Verkleidung vor das Auge tritt. Zum Ueberfluß enthält dieser Vorbericht einige Lieblingsausdrücke unseres Sonnenfels, welche sich in seiner Zeitschrift „Der Mann ohne Vorurtheil", ferner in den „Briefen über die wienerische Schaubühne" öfters wiederholen. Mit einem Worte: für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß Sonnenfels die Publication seines Separatvotums selbst besorgt hat. Ließ sich doch nicht einmal die oberste Justizstelle darüber täuschen, welche ganz richtig Uebereilung und Ruhmsucht als Motive für die Publication annahm und dem entsprechend ihren Verweis für Sonnenfels construirte.

Eitelkeit und Ruhmsucht sind nun einmal die Schattenseiten unseres Professors, die ihm der liebevollste Biograph, will er der Wahrheit treu bleiben, nicht wegescamotiren kann. Die Publication des Votums hat der guten Sache keinen Nutzen gebracht. Die Frage war einmal in Fluß und gelangte schon wenige Monate nach dem Erscheinen der Sonnenfels'schen Publication zu ihrer definitiven Lösung, welche noch über das Ziel, welches Sonnenfels zu erreichen bestrebt war, hinausgriff.

Sonnenfels fand keine Gelegenheit mehr, etwas zur Förderung der Angelegenheit beizutragen.

Noch bevor die Sonnenfels'sche Schrift erschien, wurden im Staatsrathe die Berathungen über die Berichte der Landesregierungen und der obersten Justizstelle eröffnet. Hier erklärten sich die meisten Mitglieder und vor allen ihr Wortführer Baron Kreßl, für die Aufhebung der Folter. Die Staatsräthe Löhr und Gebler stellten den vermittelnden Antrag, daß nur für Hoch- und Landesverrath, insbesondere in Kriegszeiten, wenn es darauf ankommt Mitschuldige zu entdecken, dann bei besonders qualificirtem Straßenraube, endlich bei Falschmünzung die Folter noch beibehalten werden könne. Schon war die kaiserliche Entscheidung in diesem Sinne vorbereitet, als die Sache in die Hände des Kaisers gelangte. Am 12. August 1775 schrieb Josef II.:

„Ich muß bekennen, daß ich in meiner Ueberzeugung die Aufhebung der Tortur nicht allein für ein billiges und unschädliches, sondern als ein nothwendiges Mittel ansehe. Ich wäre also ohne Scheu, mit Auslöschung derselben aus der Nemesi Theresiana vorzugehen, einverstanden."

Die Kaiserin fühlte sich diesen widersprechenden Meinungen gegenüber von tausend Zweifeln bestürmt. Sie übertrug daher die Entscheidung und zwar mit folgenden Worten ganz ihrem Sohne.

„Ich ersuche den Kayser, der die jura studiert hat, noch mehr auf dessen billigkeit, einsicht und menschenlieb trauend, er möge dieses Werck decidiren ohne meine consilia, da ich es gar nicht verstehe und nur nach denen mehren stimmen decidiren könte. Dies verhindert nicht, daß ein oder andere fremde Rechtsgelehrte noch könte consultirt werden, wenn dem Kayser zweyfel übrig bleiben."

Das Letztere schien in der That der Fall zu sein, denn trotz der ihm von seiner Mutter ertheilten Ermächtigung fällte Josef auch jetzt noch nicht die ihm anheimgestellte Entscheidung. Es wurde vielmehr eine neuerliche Berathung in einer gemischten Commission angeordnet, zu welcher Hatzfeldt und drei andere Mitglieder des Staatsrathes, Kreßl, Gebler und Löhr, mit dem Präsidenten der obersten Justizstelle, Grafen Sinzendorf, und drei Räthen derselben, Graf Stampach, Wenzel v. Cronenfels und Mathias Wilhelm Haan, zusammenzutreten hatten.

Aber auch jetzt wurde keine Einigung erzielt; die Stimmen waren gleichmäßig vertheilt. Hatzfeldt und die drei Räthe der obersten Justizstelle waren für die Beibehaltung, Sinzendorf und die drei Mitglieder des Staatsrathes für Abschaffung der Folter. Der Ruhm, in diesem Widerstreite der Meinungen zu Gunsten der humanen Sache den Ausschlag gegeben zu haben, gebührt dem obersten Kanzler Grafen Blümegen, welcher sich, neuerdings von der Kaiserin um seine Ansicht befragt, für die Abschaffung der Tortur aussprach.

Dies war das Endstadium der Verhandlungen. Am 2. Januar 1776 wurde mittelst Handbillet der Kaiserin die Aufhebung der Tortur für die deutsch-österreichischen Erbländer, das temesvarer Banat und Galizien angeordnet.

Dies der historische Sachverhalt. Was sonst noch von Sonnenfels und seinen Verdiensten um die Aufhebung der Folter erzählt wird, gehört in das Reich der Anekdote. So ist insbesondere die vielcolportirte Erzählung von seiner Audienz bei Maria Theresia, welche auch Wurzbach in sein biographisches Lexikon aufgenommen hat, Vermächtnis des alten Gräffer, an dessen Entstehung die Eitelkeit Sonnenfels' nicht ganz unschuldig sein mag.

Schlußwort.

Im November 1867 wurde die Balustrade der Elisabethbrücke in Wien mit dem Standbilde Josef's v. Sonnenfels geziert. Der Journalist und Gemeinderath Bauernschmied hatte die Anregung dazu gegeben, und ich habe versucht, die von clericaler Seite aufgeworfene Frage, ob diese Auszeichnung eine verdiente war oder nicht, in diesen Blättern mit möglichster Unbefangenheit zu beantworten.

Fassen wir kurz zusammen, was Sonnenfels für Oesterreich geleistet hat, so ergibt sich folgendes Resultat: Sein öffentliches Wirken überdauerte drei Menschenalter, unter vier Regenten war er im Staatsdienste beschäftigt und stets übte er einen anregenden Einfluß aus. In schwerer Zeit, in einer für das Gute durch Jahrhunderte alten Schlendrian und Sichgehenlassen unempfänglichen, durch eingerosteten Glaubensfanatismus aller Aufklärung feindseligen Zeit hat er an die Verbesserung des Geschmackes muthig die Hand angelegt, Schimpf und Schmach muthig über sich ergehen lassen und nicht entmuthigt das Banner vorausgetragen, welches, als das viel verschrieene der Aufklärung, in Josef's II. Regierungsperiode immer obenan flattert. Durch mit einer Beharrlichkeit ohne Gleichen immer wieder in's Leben gerufene periodische Schriften hat er sozusagen tropfenweise den Quell besserer Erkenntnis in die apathischen, durch Denkfaulheit erschlafften Herzen der Wiener geleitet, und richtig erkennend, daß alle Reformen, mögen sie den Geschmack oder die Sitte, den Glauben und die höheren Geschenke der Freiheit betreffen, von den Frauen ausgehen, suchte er vor Allem die Frauen und Mädchen, wie ein geistvoller Schriftsteller von ihm sagt, durch jene Bonbons der Literatur zu gewinnen, die zwar keine große

ästhetische That bezeichnen, aber in ihrer Wirkung mit einer solchen oft gleich wiegen. Unbestreitbar und hervorragend sind seine Verdienste um die Reform der Schaubühne, verdienstlich sein Wirken im Lehramte und im Staatsdienste und anerkennenswerth ist endlich sein Eifer, mit welchem er insbesondere für die Milderung des peinlichen Verfahrens thätig war.

Unaufhörlich sehen wir ihn bestrebt, sagt treffend Wurzbach von ihm, das wegen seines starren Festhaltens am Alten auswärts viel verschrieene Oesterreich vorwärts zu bringen, Mißbräuche beseitigend, Neuerungen, soweit es möglich und ersprießlich war, fördernd — überall ein getreuer, wenn auch manchmal vorsichtiger Dolmetsch seiner Zeit, wie Arneth sagt.

Daß ein Mann von so vielen Vorzügen wie Sonnenfels auch seine Schattenseiten hatte, kann nicht Wunder nehmem. Seine zahlreichen Gegner und Feinde würden ihm welche angedichtet haben, wenn er sie nicht gehabt hätte. Sie machten dem Lebenden genug zu schaffen und versuchten ihren Witz auch an dem Todten. Letzteres geschah freilich von einer Seite, welche über die Achsel des gefeierten Professors noch immer den Schatten Rabbi Michael's hervorgucken sah, braucht also nicht ernst genommen zu werden.

Wollen wir gerecht sein, so müssen wir zugeben, daß seine Charakterschwächen: Stolz und Eigendünkel, seinen vielen Verdiensten entgegengehalten, verschwinden und nicht geeignet sind, das glänzend helle Bild seiner Verdienstlichkeit in den Schatten zu stellen.

Und somit schließe ich meine Darstellung am besten mit den trefflichen Worten Feil's [1]):

„Der Name Sonnenfels wird für Oesterreich immer unvergeßlich bleiben, als hellleuchtender Stern aus den Tagen des Ueberganges von der Dämmerung zum Lichte geistiger Entwicklung und sittenmildernder Veredlung. Mögen immer die Pendelschwingungen im großen Gange des weltgeschichtlichen Fortschrittes zeitweise eben wieder die äußersten Gegensätze dessen anschlagen, was in seinen Tagen angestrebt und nachher großentheils errungen wurde [2]), das gerechte, wenn partei-

---

[1]) Sylvesterspenden. Wien 1858.

[2]) Feil schrieb im Concordatsjahre 1858.

lose, Urtheil wird das Wesen und den Werth der großen Verdienste des Mannes nach den vorragendsten Standpunkten der gereiften Anschauungen und wissenschaftlichen Fortschritte seiner, nicht unserer Zeit zu würdigen verstehen, und, wo diese jener bereits vorausgeeilt, nicht die einzelne Persönlichkeit entgelten lassen, was der Geist seiner Zeit verschuldete, zu dessen höchstem Gipfel er wohl vorzudringen, nicht aber über diesen sich zu erheben vermochte. In der That war Oesterreich Glück zu wünschen, daß eben ein Mann wie Sonnenfels mit dem niemals wirkungslosen Nachdrucke eines persönlichen sittlichen Werthes und eines durch Widerstand nur gestählten und geklärten Feuereifers die Zügel der aufstrebenden geistigen Bedürfnisse jener Zeit unter dem Schutze einer großen Kaiserin erfassen und den Lauf ihrer Entwicklung auf sicherer Bahn erhalten konnte. Seine wahrhaft menschenfreundlichen Gesinnungen entsprachen dem unerschrockenen Eifer im Kampfe gegen tief eingenarbte Vorurtheile. Der entschlossene, dabei nicht zunächst um die Rückwirkungen auf den persönlichen Vortheil bekümmerte Muth bei den Versuchen zur Geltendmachung dessen, was er für recht und gut erkannte, war stets gehoben durch die starke Zuversicht auf den ihm niemals zweifelhaften endlichen Erfolg seines Strebens, auch in Oesterreich jenen vorgeschrittenen Anschauungen Eingang zu sichern, welche sich in anderen, aufgeklärteren Staaten damals bereits volle Berechtigung errungen hatten. Die Vielseitigkeit seiner bei vorragend geistiger Befähigung durch unermüdlichen Fleiß erworbenen Kenntnisse, die Rastlosigkeit seiner wahrhaft staunenswerthen Arbeitskraft, seine mit dem ekeln Style seiner Zeit in wahrhaft bewunderungswürdigem Gegensatze stehende blühende und correcte Darstellungsgabe, sein geläuterter Geschmack und veredelter Schönheitssinn, die allenthalben durchleuchtende klare Erkenntniß des wahren Hebels, der nach Ovid

Emollit mores nec sinit esse feros, —

diese Vorzüge seltener Art sind es, welche dem damit ausgerüsteten Manne aus lange unbeachteter und unterschätzter Thätigkeit unter dem Schutze der großen Theresia eine lehramtliche und staatsdienstliche Wirksamkeit eröffneten, deren heilsame Erfolge Oesterreich frühzeitig zu geistiger Reife gelangen, und hier so Manches früher als anderwärts

erreichen ließen, was die heilsamen Nachwirkungen noch bis auf unsere Tage nicht völlig verloren hat.

Selbstschöpferisch war Sonnenfels allerdings nicht oder nur in geringem Grade; aber seine rege Empfänglichkeit und edle Begeisterung für alles Rechte, Gute und Schöne, sein hellsehender Blick für die geistigen Aufstrebungen seiner Zeit vermochten es, die höchsten Standpunkte der fortgeschrittenen Bildung seiner Tage in den achtbarsten Erscheinungen zu hellen Brennpunkten zusammenzufassen und, wie auf dem Lehrstuhle, am Amtstische und auf der Bühne, so in seinen zahlreichen Schriften für Oesterreich fruchtbar zu machen."

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.